

bsz

bärner studizytig

AZB CH-3012 Bern

bärner studizytig #22 Dezember 2020

- **Inklusion: Auf Studienreise im Rollstuhl**
- **Fairfashion: Systemwechsel Swiss Made**
- **KSB: Maximal involviert durch die Kulturszene**
- **Belarus: Forschungsfreiheit auf dünnem Eis**
- **Alternativmedizin: Das bekannte Geheimnis**
- **Im Gespräch mit Bestatter Roman Allenbach**
- **SUB-Seiten: Alles was wir brauchen, haben wir schon.**

Editorial

#22

Liebe Freund*innen jahrelang stehengelassener Bienenwachskerzen

«Da fragemr nid wi viu!» – dieses berühmte Credo eines Schweizer Youtube-Stars nahm sich auch die *studizytig* zu Herzen und hat deshalb wieder einmal die Mailänderlisterner journalistischer Arbeit vom Himmel geholt. Warum man nicht nach dem «Wie viel» zu fragen braucht, wird euch unser dezemberliches Blättlein gleich mehrfach aufzeigen: Weil die Antwort völlig klar ist! Wie in guter alter kapitalistischer Manier braucht es nämlich immer mehr. Mehr Inklusion an der Uni Bern, mehr nachhaltige Mode aus der Schweiz und mehr Unterstützung der unabhängigen Wissenschaft in Belarus. Wo kämen wir denn sonst hin!

Beim ständigen Mehren muss jedoch aufgepasst werden, nicht über gewisse Grenzen hinauszuschiessen, wie uns weiterdenkende Ökonom*innen gelehrt haben (Danke, Marx!). Bevor man sich versieht, landet man sonst plötzlich in Gefilden, aus denen es kein Zurück mehr gibt. Oder hat schon mal jemand von Reichtums-Akkumulation im Totenreich gehört? Dass unser letzter rite de passage ziemlich unökologisch ist und so nicht einmal ein Mehr für die Umwelt darstellt, wurde uns von einem jungen Berner Bestatter verraten.

Ziemlich jenseits kann uns manchmal auch die auf uns zurollende, grenzenlose Geschenkflut vorkommen. In diesem Fall, ruhig Blut und haltet es wie Alicia Galizia von KSB: Es ist ein Luxus, kein Urteil abgeben zu müssen.

Ausserhalb ökonomischer Diskurse und Konsumdebatten kann ein Transzendieren von Grenzen allerdings durchaus reizvoll sein, wie immer wieder durch exzessive Festivitäten bewiesen wird. Falls dabei im Eifer des adventlichen Gefechts der Glühwein unglücklicherweise über ein Körperteil verschüttet wird – nicht Verzagen und sofort eine*n «Faiseur/Faiseuse de secret» anrufen. Der Vorfall wird keine Narben hinterlassen, garantiert!

In diesem Sinne: Hoch die Tassen und weiterjassen,
Eure *studizytig*-Redaktion

häregluegt 4

– Ungewohnte Perspektive:
Studieren im Rollstuhl

inägspienzlet 9

– Systemwechsel Swiss Made

gschnöigget 14

– Maximal involviert
durch die Kulturszene

ännet dr gränze 16

– Auf dünnem Eis:
freie Forschung in Belarus

drhingerglüslet 22

– Das bekannte Geheimnis

plöiderlet 25

– ... mit Bestatter
Roman Allenbach

wärweise 30

grümschelichichte 31

SUB-Seiten 32

– Alles was wir brauchen,
haben wir schon
– Deine Meinung: Lieber
im Studierendenrat als in
der Kommentarspalte
– Solidarität mit Belarus

Titelbild: zvg

Ungewohnte Perspektive: Studieren im Rollstuhl

Ein Studium anzutreten kann herausfordernd sein, und dies umso mehr, wenn man Rollstuhlfahrer*in ist. Menschen mit physischer Beeinträchtigung können an der Uni oder PH Bern einen Nachteilsausgleich beantragen. Doch damit ist die tatsächliche Inklusion noch längst nicht erreicht.

Studieren darf in der Schweiz, wer einen anerkannten Maturitätsausweis oder ein gleichwertiges Diplom besitzt. «Kluge Köpfe sollen ihr Potenzial entfalten und studieren – auch wenn sie mit einer Behinderung leben», so der Grundsatz von AGILE, dem Dachverband der Schweizer Behinderteninstitutionen.

Für Simon S., Student der Universität Bern, ist die Barrierefreiheit der Universität von grosser Bedeutung, denn er ist Rollstuhlfahrer. Er studiert seit 2011 Englisch und Germanistik an der Uni Bern. Laut eigenen Aussagen kann er sein Studium mehr oder weniger problemlos bestreiten. Dies hängt sicherlich mit der positiven Lebenseinstellung von Simon zusammen. Seinen Studienbeginn beschreibt er als einermassen reibungslos. Wer an der Uni Bern studieren will, muss sich selbst aktiv über die Zugänglichkeiten der Räume

informieren. Das wurde Simon schnell bewusst. Barrierefreiheit an der Uni Bern ist nicht gegeben. So fehlt es zum Beispiel an einer direkten Kontaktperson, die mit den Schwierigkeiten beim Studium mit körperlichen Beeinträchtigungen vertraut ist, und spezifische Auskünfte und Hilfestellungen bieten kann.

Auch Crispin Thurlow, Professor am Department of English und Dozent von Simon, spricht die Schwierigkeit an, dass Studierende mit einer Behinderung keine zentrale Anlaufstelle zur Seite haben, sondern immer selbstständig auf jede*n Dozent*in und jede*r Professor*in zugehen müssen. Dr. Prof. David Britain, bei dem Simon studiert und auch eine Studienexkursion antrat, beschreibt die Unterstützung der Universität Bern für die Mitarbeitenden sogar als mangelhaft: «Das Personal ist eigentlich kaum geschult.

Fragen bezüglich Inklusion werden manchmal über das System des Nachteilsausgleichs geregelt, aber die Mitarbeitenden werden oft erst zu Beginn des Semesters, in dem sie eine Person mit besonderen Bedürfnissen unterrichten werden, auf diese aufmerksam gemacht. Die Unterrichtsräume müssen jedoch gebucht werden, bevor wir zum Beispiel wissen, wer in ihnen ein und aus *gehen* wird.»

Auch Ursina Anderegg, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Abteilung für Gleichstellung für Frauen und Männer arbeitet, sieht in einer Schaffung einer Fachstelle für Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen grosses Potential. Einerseits würde der Uni Bern damit spezifisches Fachwissen zur Verfügung stehen. Andererseits könnte diese Stelle Koordinationsaufgaben übernehmen. Dadurch wäre es möglich, den Anforderungen des

Behindertengleichstellungsgesetzes (BehiG) besser zu entsprechen. An der Uni Bern ist die Anlaufstelle bis anhin das Amt für Zulassung, Immatrikulation und Beratung und es sind keine Fachpersonen angestellt. So erklärt auch Damian Schmid, der stellvertretende Leiter der Abteilung, dass es sich bei ihnen lediglich um eine erste Kontaktstelle handle. Er meint aber auch, dass Studierende mit Behinderung meist schon viel Erfahrung im «Umgang mit Lernen mit Behinderung» hätten, die sie unter anderem von ihrer Zeit an den Gymnasien mitbringen. Es bleibt die Frage: Wird die Uni Bern Ressourcen für eine solche Fachstelle aufbringen können und wollen?

Die Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften geht hier mit einem guten Beispiel voran und bietet mit ihrem «Diversity Team» eine direkte Kontaktstelle für betroffene Studierende. An der Uni St.Gallen existiert ebenfalls ein «Centre for Disability and Integration», eine von Fachpersonen betreute Anlaufstelle.

Barrieren abbauen oder Haltungen ändern?

Auf die Frage, wie das Studium im Rollstuhl mit der Architektur des Hauptgebäudes kompatibel sei, meint Simon, dass es doch hier und da Hin-

Es fehlt eine direkte Kontaktperson, die mit den Schwierigkeiten von körperlichen Beeinträchtigungen vertraut ist.

ernisse gäbe. Die Türschwellen vor den Seminarräumen seien noch das kleinere Problem, mühsamer sei die Unmöglichkeit des Zugangs zu den Toiletten, die sehr schmal und altmodisch sind. Es gäbe im Hauptgebäude keine richtigen Behindertentoiletten. Die für Behinderte ausgewiesene Toilette funktioniert gleichzeitig als «Putzkramlager». Ziemlich unpraktisch, wenn man mit dem Rollstuhl daran vorbei manövrieren muss. David Britain bringt zur Frage der baulichen Zugänglichkeit am Unitobler folgende Beispiele an: «Einige der Räume im Gebäude am Lerchenweg sind wirklich ungeeignet für Studierende im Rollstuhl. Es gibt solche, in denen die Sitzgelegenheiten für Studierende in einer leicht gebogenen Bananenform gebaut sind, mit Sitzen, die aus langen, gebogenen, schmalen Schreibtischen herausrutschen. Diese Räume bieten keinen Schreibtischplatz für Stu-

dierende im Rollstuhl oder mit anderen Zugangsproblemen. Ich beschwerte mich, da Simon mehrere Vorlesungen mit mir dort hatte und er hinter einer Säule Platz finden musste, mit eingeschränkter Sicht auf den Bildschirm. Die Antwort war: Er könne ja am Lehrerpult sitzen!» Weiter weist er darauf hin, dass zum Beispiel auch die neuen Stehpulte in den Lobbys des Lerchenweggebäudes, die Studierenden als Arbeitsplatz dienen sollen oder für Apéros genutzt werden, für Studierende in Rollstühlen unerreichbar bleiben. David Britain meint dazu: «Dies ist für das Jahr 2020 wirklich nicht akzeptabel».

2008 wurde die Aufgabenverantwortung für den Bereich der institutionellen Behindertenhilfe vom Bund zu den Kantonen verschoben. Daraufhin hat die Gesundheits- und Fürsorgedirektion des Kanton Berns ein Behindertenkonzept erstellt, das 2011 vom Bundesrat

Simon S. studiert seit 2011 an der Uni Bern und ist Rollstuhlfahrer.



genehmigt wurde. Im Behindertengleichstellungsgesetz (BehiG) der Schweiz wird festgehalten, dass Benachteiligungen von Menschen mit Behinderungen beseitigt werden müssen. Dies betrifft auch den Bereich Bildung.

Ein Bericht des Regierungsrats von 2016 zeigt, inwiefern es gelungen ist, diese Ziele im Kanton Bern umzusetzen und wo noch Handlungsbedarf besteht. Beim Lesen des Berichts wird schnell klar, dass es in vielen Bereichen noch Handlungsbedarf gibt. Der Weg scheint noch lang. Während konkrete Massnahmen für Volksschulen und Mittelschulen beabsichtigt sind, zeigt der Bericht auf, dass bei der

«Das ist im Jahr 2020 wirklich nicht akzeptabel.»

Bildung auf Tertiärstufe solche konkreten Zielformulierungen fehlen. Der Kanton fordert lediglich dazu auf, dass Universitäten, Hochschulen und Gesetzgeber*innen die Benachteiligung für Studierende mit Behinderung verhindern sollen. Diese offene Formulierung des Kantons wird im Bericht ebenfalls kritisiert. Es reiche nicht, Angebote und Dienstleistungen anzupassen, sondern die Haltung der Menschen gegenüber dem Thema müsse an sich verändert werden. Die Inklusion und Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen müsse als selbstverständlich angesehen werden. Auch die AGILE Studie von 2011 zeigt auf, dass, trotz theoretischer Gleichstellungsnormen, viele Schweizer Hochschulen nur einen sehr dürftigen barrierefreien Zugang zum Studium gewährleisten. Doch gibt es Aussicht auf Verbesserungen, neue bauliche Anpassungen oder die tatsächliche Gründung einer Fachstelle?

Barrierefreie Architektur

Im Jahr 2017 wurde das Berner Baugesetz teilweise revidiert. In Art. 22 wird nun ausdrücklich gefordert, dass öffentlich zugängliche Bauten und Anla-

gen für Menschen mit Behinderung zugänglich und benutzbar sein müssen. Dies gilt jedoch nur für Neubauten und Erneuerungen. So erwähnt auch Susanna Krähenbühl, Abteilungsleiterin von Bau und Raum der Uni Bern, dass es bei Umbauten und vor allem bei denkmalgeschützten Gebäuden schwieriger sei, dieses Ziel zu erreichen. Auch das Bibliotheksgebäude der Unitobler stellt eine Schwierigkeit dar, da es dem Kanton gehört und die Universität Bern nur die Betreiberin ist. Die Uni Bern lobt auf ihrer Homepage jedoch, dass 154 von den 185 Hörsälen der Uni Bern für Rollstühle zugänglich sind und fünf Induktionsanlagen für Hörbehinderte haben. Trotzdem meint Susanna Krähenbühl, dass es immer noch Gebäude und Geschosse gibt, die nicht per Lift erreichbar sind, dass Anschriften in Brailleschrift fehlen und Marcel Schmid, Gruppenleiter der Hausdienstgruppe von Roll, ergänzt, dass Türen teilweise zu schwer sind. Auch in den Liften wird nicht akustisch mitgeteilt, auf welchem Stock man sich befindet, was für sehbehinderte Menschen wichtig wäre.

Simon S. hatte sich vor einiger Zeit mit konkreten Verbesserungsvorschlägen an die Leitung der Universität gewandt. Doch es wirkte so, als ob die Verantwortlichen nicht wirklich mit der Thematik «Barrierefreiheit und Inklusion» vertraut seien.

Lehrperson im Rollstuhl – geht das?

Simon S. hatte sich im Master entschieden, das Studium zur Sek II-Lehrperson an der PH Bern in Angriff zu nehmen. Was zu Beginn noch als tatsächliche Berufsmöglichkeit in Frage kam, wurde durch die Kritik der Praktikumslehrpersonen und Dozierenden zunichte gemacht. Auch wenn die Praktikumsleistung als genügend bewertet wurde, wurde Simon doch immer wieder zu verstehen gegeben, dass er mit seiner Behinderung keine gute Klassenführung etablieren könnte. «Das war das erste Mal, dass ich aktiv zu verstehen bekam, dass ich etwas nicht machen könne, weil ich im Rollstuhl sitze», meint Simon. Ein harter Schlag und doch stellt sich die Frage: wenn ein Rollstuhl eine so grosse Einschränkung für die Ausübung dieses Berufs darstellt, wieso wird einem dies nicht bei der Anmeldung zum Sek II Studium deutlich gemacht? Auch stellt

sich die Frage, ob es nicht gerade in dem Fall, dass der Lehrberuf für Menschen im Rollstuhl nicht zugänglich ist, Menschen bräuchte, die ihn gerade deswegen in einer Vorbildfunktion ausübten.

Judith Sägeser von der Kontaktstelle der PH Bern für barrierefreies Studieren meint, sie sehe keine Gründe, weshalb eine Person mit einer körperli-

Das Unitobler hat noch immer seine Tücken für Rollstuhlfahrer*innen - hier Simon S. vor dem Platanenhof.



Bei der Tertiärstufe fehlen konkrete Zielformulierungen des Kantons.

chen Beeinträchtigung nicht gute Chancen auf eine Stelle haben sollte. Ihrer Meinung nach hängt dies in erster Linie von der Haltung der zuständigen Gemeindebehörden ab. Pro Jahr erhält die Kontaktstelle der PH Bern ungefähr eine Anfrage von einer körperlich beeinträchtigten Person. In bisherigen Fällen wurden laut Sägeser immer Praktikumsplätze gefunden, welche barrierefrei sind, eine einsehbare Liste dieser Plätze bestehe aber nicht, dieses Wissen liege bei den Praktikumsverantwortlichen des Instituts.

Während seiner gesamten Studienzzeit hat Simon sich mit der mässigen Barrierefreiheit der Universität arrangiert, doch ein Erlebnis im Lockdown bewegte ihn nun dazu, sich aktiver damit auseinanderzusetzen.

«Ich brauchte während dem Lockdown ein Buch aus der juristischen Bibliothek, doch da das Gebäude offiziell «geschlossen» war, war der Lift abgestellt. Ohne Lift kam ich natürlich nicht in die Bibliothek. Da musste ich mich erst melden, damit mein Studentenausweis für den Lift freigeschaltet wurde. Durch einen Fehler bei der Programmierung war die Karte jedoch beim ersten Versuch nicht gültig und ich musste wieder nach Hause und erneut eine Mail schreiben. Als ich zum wiederholten Mal zum Gebäude kam und schliesslich in der Bibliothek war, funktionierte die Karte wiederum nicht, um den Lift von der Bibliothek aus zu rufen. So musste ich mich an den Contact-Desk der Bibliothek wenden. Natürlich ist das keine grosse Sache, aber es zeigt mir immer wieder, dass nicht für alle mitgedacht wird, sondern nur für die, welche einem gewissen Normbild entsprechen. Und mir wurde klar: «Wenn ich nichts sage, sagt niemand etwas, allen anderen fällt es ja nicht auf, und es ändert sich nichts.»

Die Stellungnahme von David Britain dazu fasst das Problem zusammen: «[...] es geht nicht nur darum, es Studierenden mit Behinderungen rein physisch möglich zu machen, hier zu studieren, es geht darum, ihnen das Gefühl zu ge-

ben, willkommen zu sein, einbezogen zu werden, auch sichtbar in Universitätsbroschüren, Plakaten, Werbung, auf der Website usw. Wenn Universitäten nicht integrativ sein können, welche Hoffnung gibt es dann für andere Bereiche der Wirtschaft?»

Die Zukunft an der Uni Bern

Auf der Homepage der Abteilung für die Gleichstellung steht, dass sich die Universität zur Gleichstellung von Frauen und Männern bekennt. Das widerspiegelt sich auch auf Bundesebene. Unter dem Gleichstellungsgesetz (GIG) wird lediglich die Gleichstellung von Frau und Mann erwähnt. Menschen mit Behinderung finden darin keinen Platz. Im BehiG wird nicht von Gleichstellung, son-

«Irgendwann fand ich, wenn ich nichts sage, wer tut es dann, allen anderen fällt es ja nicht auf?»

dern lediglich vom Abbau der Barrieren gesprochen. Momentan wird an der Uni Bern darüber diskutiert, dass zur Erfüllung dieses Gesetzes noch einiges unternommen werden muss, so Ursina Anderegg.

Ein Schritt in diese Richtung ist der Beschluss der Unileitung, die bisherige Gleichstellungsarbeit, welche sich auf Frauen* und Männer* bezieht, um weitere Diversitätsthemen zu erweitern. Momentan ist der neue universitäre «Aktionsplan Chancengleichheit 2021-24» in Erarbeitung, die Fakultäten und einzelne Zentren haben dieses Jahr eigene

Aktionspläne für die nächsten vier Jahre verabschiedet. Mit den neuen Aktionsplänen auf Fakultätsebene sollen mindestens zwei neue Dimensionen von Diversität miteinbezogen werden. Die Dimensionen wurden von der Unileitung wie folgt ausformuliert: Geschlecht, physische und psychische Beeinträchtigung, Alter, ethnische Herkunft, soziale Herkunft und Stellung sowie sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität.

Die philosophisch-historische Fakultät, an welcher auch Simon studiert, wählte die Dimension Behinderung. Dem Aktionsplan der Fakultät sind folgende Schwerpunkte zu entnehmen: Disability Studies in der Lehre aufnehmen und ausweisen, eine fakultäre Anlaufstelle soll gut sichtbar kommuniziert und der Anteil an Studierenden mit Behinderung soll erhöht werden. Um diese Massnahmen sinnvoll zu gestalten, wird im ersten Halbjahr 2021 an der Fakultät eine Piloterhebung durchgeführt. Ähnlich äussert sich auch Ursina Anderegg. Sie meint, dass in einem ersten Schritt die Ein- und Ausschlussmechanismen und die strukturellen und kulturellen Hürden der Uni Bern untersucht werden müssen, damit auch auf Uni-Ebene konkrete Massnahmen ergriffen werden können.

Crispin Thurlow vertritt zusammen mit Patricia Purtschert, Professorin für Geschlechterforschung, die philosophisch-historische Fakultät in der Kommission für Gleichstellung und war daher an der Ausarbeitung des neuen Aktionsplans seiner Fakultät beteiligt. Für ihn ist dieser Aktionsplan ein erster Schritt in die richtige Richtung. Crispin Thurlow meint trotzdem, dass er auch viel Bereitschaft an der Uni Bern erkenne, diese Themen in der Zukunft anzugehen. Auch die SUB erklärt, dass sie sich für Menschen mit einer körperlichen Behinderung stark mache und bei ihren Veranstaltungen darauf achte, dass diese barrierefrei sind.

Simons Tipp für Studienanfänger*innen im Rollstuhl ist, dass sie sich nicht von den noch bestehenden Hindernissen an der Uni von einem Studium abhalten lassen sollen. Und vielleicht sehen wir Simon in einigen Jahren als die Ansprechperson für Studierende, um über die wichtigsten Dinge für ein Studium im Rollstuhl Auskunft zu geben. **text: lisa linder, ursina wüthrich; bilder: lisa linder**



Dr. Susan Fox
Dozentin von Simon

«Als Vorbereitung auf die Exkursion kontaktierte ich alle verschiedenen Orte, welche für die Exkursion geplant waren und vergewisserte mich der Barrierefreiheit dieser. Nach der Absprache mit Simon fühlte ich mich versichert, dass kaum spezielle Massnahmen nötig sein würden. Jedoch erhielt ich auch keine spezifische Unterstützung von der Institutsleitung. Simon hatte eine positive Einstellung gegenüber der Durchführbarkeit der Exkursion und damit auch ich. Dies trug wohl dazu bei, dass es für beide Seiten ein Erfolgserlebnis war.»



Franziska Teuscher
Direktorin für Bildung
Soziales und Sport der Stadt Bern (Grüne)

«Die Barrieren für Studierende und Dozierende mit körperlichen oder psychischen Beeinträchtigungen, mit einer Sprach- oder Sinnesbehinderung sind leider nach wie vor zahlreich. Leider hat die Inklusion von Menschen mit Behinderungen noch nicht den Stellenwert, den sie verdient. Daher ist es wichtig, dass auf allen Ebenen das Thema eingebracht wird. Die Stadt Bern ist eine der wenigen Gemeinden, die eine Fachstelle für Menschen mit einer Behinderung hat. Diese Fachstelle ist aus dem Verwaltungsalltag der Stadt Bern nicht mehr wegzudenken. Daher bin ich sicher, dass sich die Bildung eines Kompetenzzentrums für Studierende und Dozierende mit Behinderungen, aber auch für Angehörige von Menschen mit Behinderungen, sehr empfiehlt. So kann Fachwissen aufgebaut und effizient gebündelt werden.»



Christine Häslar
Regierungsrätin vom Kanton Bern und Vorsteherin der Bildungs- und Kulturdirektion (Grüne)

«Der Grundsatz ist klar und unbestritten: Wer die Fähigkeit und den Leistungswillen für ein Hochschulstudium hat, soll dieses absolvieren können. Eine Behinderung darf dabei kein Hindernis darstellen. Es ist mir aber bewusst, dass es bei der Umsetzung dieses Anspruchs für Studierende mit körperlicher Behinderung in der Praxis viele spezifische Herausforderungen gibt. Etwa weil die Berner Hochschulen auch denkmalgeschützte Bauten nutzen und deren Erbauer noch nicht an Barrierefreiheit dachten. Aber Barrieren lassen sich mit entsprechendem Bewusstsein erkennen und abbauen. Ich bin daher froh, dass die Verantwortlichen für den Hochschulbetrieb und Studierende mit einer Beeinträchtigung miteinander im Gespräch sind, um die schon bestehenden Abläufe und Vorkehrungen noch weiter zu verbessern.»

Kommentar

Die Auflösung von «Sonderklassen» in den Berner Volksschulen und das damit fokussierte Ziel der Inklusion von allen Schüler*innen in den Regelunterricht, hat in der Schweiz in der pädagogischen Diskussion Einzug gehalten. Wenn es jedoch um die Tertiärstufe geht, fehlt ein konkretes kantonales Konzept. Trotzdem wäre im BehiG gesetzlich klar geregelt, dass Menschen mit Behinderungen keine Benachteiligungen erfahren sollen. Wenn die Uni Bern angeschaut und mit anderen Schweizer Universitäten verglichen wird, zeigt sich, dass Daten, Fachwissen und -personal fehlen, damit dieses Gesetz umgesetzt wird. Wir hoffen, dass die Diversity Initiative ein Anfang ist. **urü**



Prof. Dr. Silvia Schroer
Vizedirektorin Qualität Uni Bern

«Als Vizerektorin für Gleichstellung, nachhaltige Entwicklung und Qualitätssicherung ist es mir ein Anliegen, dass die Universität Bern für möglichst viele Menschen und insbesondere ihre Studierenden in jeder Hinsicht zugänglich ist. So ist die «Accessibility» in der universitären Weblandschaft in den letzten Jahren weiterentwickelt worden. Hindernisfreiheit ist bei neuen Bauvorhaben einfacher zu berücksichtigen als ihre Umsetzung in bestehenden Gebäuden. Es ist uns bewusst, dass es gerade da noch Handlungsbedarf gibt. Im Rahmen der Erarbeitung der Strategie zum institutionellen Umgang mit Diversität an der Uni Bern werden momentan Ein- und Ausschlussmechanismen analysiert, um gezielt entsprechende Massnahmen zu ergreifen. Wir werden in diesem Rahmen sicher auch prüfen, ob eine eigene Anlaufstelle für Betroffene eine geeignete Lösung ist. Zuzusichern kann ich zum jetzigen Zeitpunkt, dass wir die konkreten Anliegen nicht auf die lange Bahn schieben werden.»

Systemwechsel Swiss Made

Kleider in der Schweiz zu produzieren lohnt sich nicht mehr. Rotauf macht es trotzdem.

Wohl kaum eine andere Branche ist so berühmt dafür, derart konsequent weit weg und billig zu produzieren wie die Modeindustrie. Europa ist laut der Welthandelsorganisation WTO die weltweit grösste Textil-Importeurin. Für rund 170 Milliarden Euro wurden im Jahr 2018 Textilien und Kleidung nach Europa importiert – das entspricht etwa 44 Milliarden Kleidungsstücken. Die meisten davon kommen aus China, Bangladesch und der Türkei. Laut Medienberichten mischt auch Äthiopien neuerdings sehr konkurrenzfähig bei der Textilproduktion mit; dort gebe es bisher überhaupt keine Mindestlöhne. Kleider in der Schweiz produzieren – wird das überhaupt noch gemacht? Wenn ja, wie geht das, wer tut es und weshalb?

Verdammt viel Schnauf

Um das herauszufinden, treffe ich Oliver Gross, einer der beiden Geschäftsführer von Rotauf. Die Firma mit Sitz in Chur verkauft seit 2013 Outdoorbekleidung unter dem Slogan «radikal swiss made, radikal fair, radikal eco». Auf ihrer Website wird aufwendig dokumentiert, woher ihre Produkte kommen und wie sie hergestellt werden. Auf einer Schweizerkarte sind alle Standorte aufgeführt, an denen Rotauf ihre Jacken, Mützen und Merinoshirts entstehen lässt. Über 20 Schweizer Firmen werden dabei namentlich erwähnt. Scrollt man weiter, ist folgender Text zu lesen: «Da ein Grossteil der Textilproduktion in den letzten 50 Jahren in Billiglohnländern ausgelagert wurde, hat auch der

Textilstandort Schweiz stark gelitten. Deshalb ist es nicht mehr möglich alle Rohmaterialien aus der Schweiz zu beziehen. Wasserdichte Stoffe, Reissverschlüsse, Tapes, Druckknöpfe, Zipperpuller, Kleebeinlagen und weiteres beziehen wir aus dem Ausland. Dabei werden Lieferanten aus unseren Nachbarländern bevorzugt.

«Das Problem liegt bei der Einstellung: möglichst billig, und wenn das nicht mehr geht, verlagern wir ins Ausland.»

[...] Wenn bei unseren Nachbarn keine Alternativen zu finden sind, suchen wir in der weiteren Welt.» Rotauf führt aus diesem Grund seine Produkte in einer Art Rangliste nach ihrem «swiss made-Anteil» auf. Eine Kapitulation vor dem eigenen Ziel?

Auf die Frage, ob es denn nun möglich sei, heutzutage noch Kleider in der Schweiz zu produzieren, antwortet Oliver: «Ja, es ist möglich. Aber nur mit verdammt viel Schnauf und Überzeugungsarbeit.» Und bei gewissen Hürden stossen scheinbar selbst die kompromisslosesten Idealist*innen an ihre Grenzen. Der 28-jährige Umweltwissenschaftler und leidenschaftliche Bergsportler ist seit sechs Jahren für Rotauf tätig. In dieser Zeit hat er unzählige Kontakte mit Schweizer Textilbetrieben geknüpft, dabei massenhaft Überzeugungsarbeit geleistet – und massgeblich dazu beigetragen, die erste Schweizer Merinowolle auf den Markt zu bringen. Dazu später. Zuerst zur Überzeugungsarbeit: Diese sei, so Oliver, der schwierigste Teil seiner Arbeit. Textilbetriebe wie Nähereien oder Webereien seien in der Schweiz nämlich nicht ausgestorben. Sie seien lediglich drastisch geschrumpft. Ende des 19. Jahrhunderts und noch bis in die 1970er Jahre war insbesondere die Ostschweizer Textilindustrie ein florierendes Geschäft. Die Globalisierung trieb sie nahe an den Untergang. So beschäftigte die Strickerei Naegeli im thurgauischen Ermatingen in den 1970er Jahren über 400 Angestellte. Heute sind es noch fünf. Sie ist immerhin eine der knapp 20 Betriebe, die in der Schweiz überhaupt noch Textilien verarbeiten und nähen. Die meisten haben ihre Tore hierzulande ganz geschlossen und ihre Produktion ins Ausland verlagert. So geschehen dieses Jahr bei der Firma Jenny Fabrics aus Niederurnen, die erst kürzlich

ihre 100 Angestellten entlassen hat, oder der Weberei Appenzell. Beide Firmen entschlossen sich dafür, künftig im Ausland günstiger produzieren zu lassen. «Schweizer Textilbetriebe gibt es noch, und die ganze Infrastruktur würde eigentlich bestehen. Das Problem liegt oftmals bei der Einstellung: möglichst billig, und wenn das nicht mehr geht, verlagern wir ins Ausland», so Oliver. Es herrsche zum Teil eine sehr pessimistische und konservative Stimmung unter den Betreibern der früheren Traditionsbetriebe, heute meist ältere Männer. «Diese Betriebe zu überzeugen, von ihrem scheinbar einzigen Ausweg abzusehen und doch noch hier für uns zu produzieren, ist enorm aufwendig. Viele nahmen uns als junge Marke anfangs nicht ernst oder zeigten wenig Interesse daran, ihre Produktion auf Nachhaltigkeit auszurichten.» Vertrauen aufzubauen und Betriebe davon zu überzeugen, das mit der Schweizer Produktion doch noch nicht ganz an den Nagel zu hängen, sei die eigentliche Herausforderung. Die technischen Möglichkeiten seien hingegen vorhanden, zumindest bei der Textilverarbeitung. Mit den schweize-

rischen Maschinen könne sogar sehr effizient und damit trotz hohen Lohnkosten relativ günstig genäht werden. Es liege also auch am Willen der Betreibenden, sich neu zu erfinden, meint Oliver.

Beim Innerschweizer Trachtenexperten

Dem stimmt auch Stefan Steiner zu, Geschäftsführer der Schuler Manufaktur 6418, die ich zusammen mit Oliver besuchen darf. Die Firma im schwyzerischen Rothenthurm ist mit 38 Angestellten eine der wenigen Nähereien in der Schweiz, die noch ansatzweise industriell produziert – abgesehen von vereinzelt Tessiner Betrieben, die jedoch ausnahmslos Grenzgänger*innen beschäftigen. Ganz entgegen dem Trend schrumpfte die Schuler Manufaktur im Zuge fortlaufender Globalisierung nicht etwa zu einem Mini-Betrieb, sondern konnte seit ihrer Gründung im Jahre 1942 gar stetig wachsen und hat heute mehr Mitarbeitende denn je. «Die Kunst liegt darin, mit der Zeit zu gehen», meint Stefan. Der gelernte Schneider leitet den Betrieb seit 2009. Rotauf lässt hier seit einigen Monaten

T-Shirts und Hoodies aus (indischer) Bio-Baumwolle nähen und will die Produktion dokumentieren und auf ihrer Website präsentieren. Oliver reist dazu mit Daniel an, dem Rotauf-eigenen Fotografen und Filmer.

Wir trinken Kaffee im Showroom der Manufaktur, umgeben von bunt

«Die Kunst liegt darin, mit der Zeit zu gehen»

uniformierten Schaufensterpuppen: Das Herzstück der Schuler Manufaktur ist seit eh und je die Herstellung von Trachten und Uniformen für Musikverbände. Erst seit 2017 stellt der Betrieb auch Arbeitskleidung her, und ganz neuerdings auch «casual wear», mitunter für Rotauf. Die Arbeitskleidung habe sie durch die Corona-Krise gerettet, erzählt Stefan Steiner. Wäh-

rend die Aufträge für Uniformen in diesem Jahr völlig eingebrochen seien, habe die Manufaktur plötzlich massenhaft Schutzanzüge für Medizinalpersonal produziert. Immer mehr Krankenhäuser seien sehr daran interessiert, ihre Arbeitskleidung in der Schweiz produzieren zu lassen, so Steiner. Der direkte Service und die Flexibilität bei Bestellmengen und Sonderwünschen, die die Produktion in der Region mit sich bringe, seien anderswo kaum zu finden.

Wir besuchen den Zuschnitt, der nebenan in einem unscheinbaren Schindelhaus angesiedelt ist. Ein einzelner Mitarbeiter bedient eine mächtige Schnittmaschine. Er bittet Stefan Steiner ab und zu um Hilfe beim Einsetzen der neuen Stoffrollen, während er sich vom Rotauf-Kamerateam bereitwillig und stumm filmen und fotografieren lässt. Die Schuler Manufaktur sei einer der letzten Betriebe in der Schweiz, die noch Berufslehren für Schneider*innen anbieten. Viele der Mitarbeitenden würden nach ihrer Lehre jahrelang im Betrieb bleiben, so Steiner. Einige arbeiten seit 20 Jahren für die Firma.

Auch in der Näherei, die auf



Showroom der Schuler Manufaktur. Ihr Kerngebiet: Trachten und Uniformen.

Europa hat das Schäfern verlernt

Ich habe gelernt: nähen, weben und stricken, das kann die Schweiz also immer noch, wenn sie es denn will. In einem warmen Pullover steckt ja aber noch mehr drin. Eine Näherei braucht fertigen Stoff, eine Strickerei fertige Wolle, um arbeiten zu können. Was ist also mit den Rohstoffen? Auch dieser Herausforderung versucht Rotauf die Stirn zu bieten. Zum Beispiel im Fall Merinowolle. Der Rohstoff boomt besonders im Outdoor-Bekleidungsbereich

bevor sie nach Neuseeland und Australien exportiert wurden. Rotauf musste nach Südamerika ausweichen, wo sie biologische Betriebe fanden, die ihren Standards am ehesten entsprachen. Dort beziehen sie Wolle von den etwas weniger hochgezüchteten «Saxon Merinos», die sich artgerechter halten lassen als die in Neuseeland und Australien üblichen Rassen. «Saxon» kommt von «Sachsen», dem Ursprungsort der Rasse. Doch von deutschem Boden sind sie endgültig verschwunden: Zu günstig produzieren Überseestaaten, zu einfach lassen sich die fertigen Produkte importieren. So stammt etwa die Merinowolle der Firma Icebreaker (die sich selbst nachhaltig nennt) hauptsächlich aus Neuseeland, wird in China verarbeitet, in Italien, Bulgarien oder China zu Garn gesponnen und wieder in Südostasien zu Kleidungsstücken verarbeitet, um dann in Europa verkauft zu werden. Das Resultat: über 45'000 Kilometer Weg, den die Wolle zurücklegt.

Trotz ihrer Beliebtheit unter Naturfreund*innen ist Merinowolle oft alles andere als nachhaltig.

zwei Räume oberhalb des Showrooms verteilt ist, wird still gearbeitet. Hinter ihren Masken lassen sich die konzentrierten Gesichter der rund zwanzig Mitarbeitenden erahnen. Es ist warm und eng, Berge halbfertiger Hoodies der ersten Rotauf-Serie türmen sich zwischen diversen Gerätschaften – neben klassischen Nähmaschinen besitzt die Manufaktur auch speziellere Maschinen, die beispielsweise halbautomatisch Taschen annähen. Erst kürzlich erwarb Stefan Steiner eine neue Maschine aus Indonesien. In Europa würden kaum mehr industrielle Nähmaschinen gebaut. Die Verwirrung beim Hersteller sei gross gewesen, als er einen Lieferauftrag in die Schweiz erhalten habe, erzählt Steiner lächelnd.

seiner wärmenden, schweissabsorbierenden Eigenschaften wegen als Alternative zu synthetischen Produkten. Trotz ihrer Beliebtheit unter Naturfreund*innen ist Merinowolle aber oft alles andere als grün: So wird etwa konventionell gehaltenen Merinoschafen, die oft stark überzüchtet sind, von Fliegen befallenes Fleisch regelmässig ohne Betäubung vom lebenden Körper geschnitten (sog. «mulesing»). Dies, weil die auf möglichst viel Wolle ausgerichtete Zucht bei den Schafen zu Hautfalten führt, in denen sich Parasiten einnisten. Importiert wird Merinowolle in aller Regel aus Australien oder Neuseeland. Europäische oder gar schweizerische Merinoschafe? Sucht man vergebens, obwohl die Merinoschafe ihren Ursprung in Europa haben,

Cécile und Alexander

Widerwillig beugte sich Rotauf also der Globalisierung, soweit es nicht anders ging. Bis sie vor zwei Jahren auf die beiden Tierliebhaber*innen Cécile Aschwanden und Alexander Grädel stiessen, sie Schafzuchtexpertin aus Zürich, er Landwirt aus Huttwil im Emmental. Fun Fact: Hauptberuflich hilft Cécile Aschwanden beim Unternehmen Pacific Consult Firmen, ihre Produktion in den asiatisch-pazifischen Raum zu verlagern. Hobbymässig fördert sie die europäische Wollproduktion. Die beiden kamen eines Tages auf die kühne Idee, in der Schweiz Merinoschafe zu halten. Rotauf bekam Wind davon und liess nicht lange auf sich warten. «Super, wir kaufen euch alles ab»,

Hier wird neben einer neuen Serie Rotauf-Pullover auch Schutzbekleidung für Spitäler genäht: Die Näherei der Schuler Manufaktur in Rothenthurm.





Die ersten 80 Merinoschafe auf Berner Wiesen, hingezüchtet auf die hiesigen Verhältnisse.

sagte Oliver, und Cécile und Alexander schritten zur Tat. Sie kauften Schafe aus England mit feiner Wolle und adaptierten sie auf Schweizer Verhältnisse. Mittlerweile haben sie eine Herde von 80 Schafen, die an die hiesigen Bedingungen mehr oder weniger angepasst sind. Damit war es aber noch nicht gemacht. Als die Schafe bereit zur ersten grossen Schur waren, kam schnell das nächste Problem: In der ganzen Schweiz war niemand zu finden, der*die weiss, wie man ein Merinoschaf schärt. Also organisierte Cécile einen australischen Schäfer, der Alexander und seinen Mitarbeitenden einen einwöchigen Kurs gab im Schären und Wolle Sortieren. «Der ganze Erfahrungsschatz ist aus Europa verschwunden», so Oliver. «Wir versuchen, die Supply Chain wieder aufzubauen.»

In zwei Jahren entstanden so die ersten 300 kg Schweizer Merinowolle.

Das letzte Problem: die Menge. Aus 300 kg Rohmaterial können gerade mal 50 kg ver-spinnne Wolle hergestellt werden – der Rest geht bei der Verarbeitung verloren. Das führt zu einem Kilogrammpreis für das fertige Garn von satten 800 Franken. Für ein Kilogramm südamerikanische Bio-Wolle zahlt Rotauf 30 Franken, konventionelle Merinowolle aus Australien erhält man für 9 Franken pro Kilo. «Unser Ziel sind 1000-2000 Schweizer Merinoschafe», erklärt Oliver. «Dann wären wir, wenn alles gut läuft, in ein paar Jahren bei einem Kilogrammpreis von 300 Franken.» Dafür plant Rotauf eine Kampagne mit dem Ziel, dass Schweizer Bäuer*innen zukünftig auch für Wolle wieder Subventionen erhalten. Momentan unterstütze der Staat bei der Schafhaltung nur Fleisch- und Milchproduktion.

«Weltneuheit: Swiss Merino Strickmütze», ist seit diesem Sommer im

Webshop von Rotauf zu lesen. Das «weltweit erste Kleidungsstück aus Schweizer Merinowolle» ist jetzt in Form einer schlichten Unisex Mütze bei Rotauf zu erwerben. Der Preis: 169 Franken.

Systemwechsel jetzt

Weshalb die ganze Mühe? Und ist Rotauf nicht einfach eine Luxusbrand für gut Betuchte?

Eine Mütze für fast 200 Stutz, das könne sich wirklich nicht jede*r leisten, räumt Oliver ein. Bei ihren restlichen Produkten unterscheide sich Rotauf jedoch nicht wesentlich von klassischen Outdoormarken wie Mammut. Ihr Ziel sei es, gleichwertige Produkte zum selben Preis zu verkaufen wie die Konkurrenz – nur eben fairer und nachhaltiger. Das erreichen sie mit einer Verkaufsstrategie, die komplett auf Zwischenhandel

In der ganzen Schweiz war niemand zu finden, der*die weiss, wie man ein Merinoschaf schärt.

verzichtet. Rotauf-Produkte gibt es nur im firmeneigenen Online-Shop zu kaufen. Obwohl die Herstellungskosten rund 10 Mal höher sind als bei Brands, die in China produzieren, kann Rotauf damit zu ähnlichen Preisen verkaufen.

Während dem Corona-Frühling, als bei vielen der Schweizer Textilbetrieben Existenzängste aufkamen, startete Rotauf ein Online-Crowdfunding mit dem unbescheidenen Titel «Systemwechsel jetzt!», um die nachhaltige Schweizer Textilproduktion zu retten. Das Projekt ging durch die Decke: über 530'000 Franken hat Rotauf gesammelt. Sie konnten in

diesem Jahr damit ihren Umsatz verdoppeln. Worum geht es aber genau, wenn ein kapitalistisch funktionierendes Unternehmen von Systemwechsel spricht?

«Wir wollen zeigen, dass man Kleider anders produzieren kann», erklärt Oliver. Im Vordergrund stehen dabei Transparenz, Nachhaltigkeit und Ökonomie. Transparenz, weil nur dann fair und nachhaltig produziert werden könne, wenn man genau wisse, wo und wie das geschieht. Der Ursprung allen Übels in der Textilindustrie sei tatsächlich die allgegenwärtige Intransparenz des Marktes. Nachhaltigkeit, weil Rotauf zeigen wolle,

dass es wirklich möglich ist, ohne umweltschädliche Chemikalien und immense Transportwege Kleider herzustellen. Und Ökonomie, weil Rotauf überzeugt ist, dass eine Wirtschaft, deren einziges Ziel mehr Profit ist, nicht funktionieren kann. Mit einem Profit von 9% und einem Monatslohn von 5'900 bzw. 6'900 Franken für die beiden Geschäftsführer sei das Team von Rotauf absolut zufrieden. Mehr Profit oder höhere Löhne würden nicht angestrebt, weil die Marke nicht für ihre Besitzer und die Geschäftsleitung möglichst viel Geld abwerfen solle. Es gehe als Unternehmen vielmehr darum, Dinge nachhaltig zu produzieren und dabei soziale Verantwortung zu übernehmen. «Das verstehen wir unter Systemwechsel», so Oliver, «und dafür lohnt sich die Riesen-Büez.» **text: jana schmid; bilder: jana schmid, zvg**

Maximal involviert durch die Kulturszene

Der Berner Untergrundjournalismus lebt! Das online Kulturmagazin KSB hat nun 22 Lieblingstexte aus zwei Jahren unabhängiger Kulturberichterstattung als kleine gedruckte Sammlung veröffentlicht.

Während die TX Group die beiden Berner Tageszeitungen «Berner Zeitung» und «Der Bund» zusammenlegen will und deren Kulturredaktionen empfiehlt, mehr über Netflix-Serien zu schreiben, lebt auf ksb.ist der Kulturjournalismus weiter. Unorthodox im Stil und radikal subjektiv in der Betrachtung schreibt KSB seit nun zwei Jahren aus der und über die Kulturszene Berns. Ihre Lieblingstexte aus diesen zwei Jahren hat die Redaktion nun zusammengetragen und in gedruckter Form unter dem Titel «Durchgehend warme Küche» veröffentlicht. Das online Kulturmagazin KSB entstand aus dem Bund-Blog «KulturStattBern», nach einem längeren Abnabelungsprozess. An dessen Ende standen mehrere gelöschte Einträge und ein Schreibverbot für die gerade erst dazugestossene Autorin Jessica Jurassica. Doch das ist längst passé. Oder wie es KSB-Autorin Alice Galizia sagt: «Es geht jetzt auch schon länger nicht mehr um diese Trennung. Du magst ja auch nicht ständig über deine*n Ex reden, wenn du dir längst ein neues Leben aufgebaut hast.» Fair. Sprechen wir also über die Gegenwart und das Büchlein «Durchgehend warme Küche». Doch wie lässt sich eine Textsammlung



Die KSB-Gang in ihrer Küche (v.l.): Roland Fischer, Mirko Schwab, Urs Rihs, Jessica Jurassica und Alice Galizia

besprechen, in der die Autor*innen ständig nach neuen Formen der Kulturberichterstattung suchen? Die klassische Form der «Besprechung» ist jedenfalls schon mal eine Anmassung, denn zum Besprechen brauchts mindestens zwei und sowieso entsteht Kultur immer durch Austausch und Diskurs. Deshalb habe ich Alice Galizia meine Gedanken und Fragen zu «Durchgehend warme Küche» geschickt und sie um eine Reaktion gebeten.

Ist es nicht ironisch, dass die Idee einer neuen Onlinestrategie eines grossen Schweizer Verlegers nun über Umwege in gedruckter Form ihre Vollendung findet?

Ich würde das keineswegs als Vollendung bezeichnen, Print war nie tot, online bleibt und ausserdem brauchen wir Weihnachtsgeschenke, hat sich also angeboten.

KSB hält in Bern die Gonzofaust hoch.

Was ist das denn, Gonzo? Sich auf irgendwelchen Drogen über die Welt auskotzen? Auf MDMA in die Masoala-Halle? Machen wir eher nicht. Ich würde sagen: Wenn, dann ist Gonzo maximale Involvierung, ein sich Aussetzen, bis es schmerzt. Das machen wir manchmal, oft auch nicht – subjektives Schreiben kennt tausend Versuche und Ausgestaltungen. Und wenn Gonzo nur ein Name dafür ist, dass da irgendwie Dreck dranklebt, bringt er uns nirgends hin, ist er nur Reminiszenz an ein längst im Acid verdampftes Gefühl, ist er tot. Und auch: langweilig geworden.

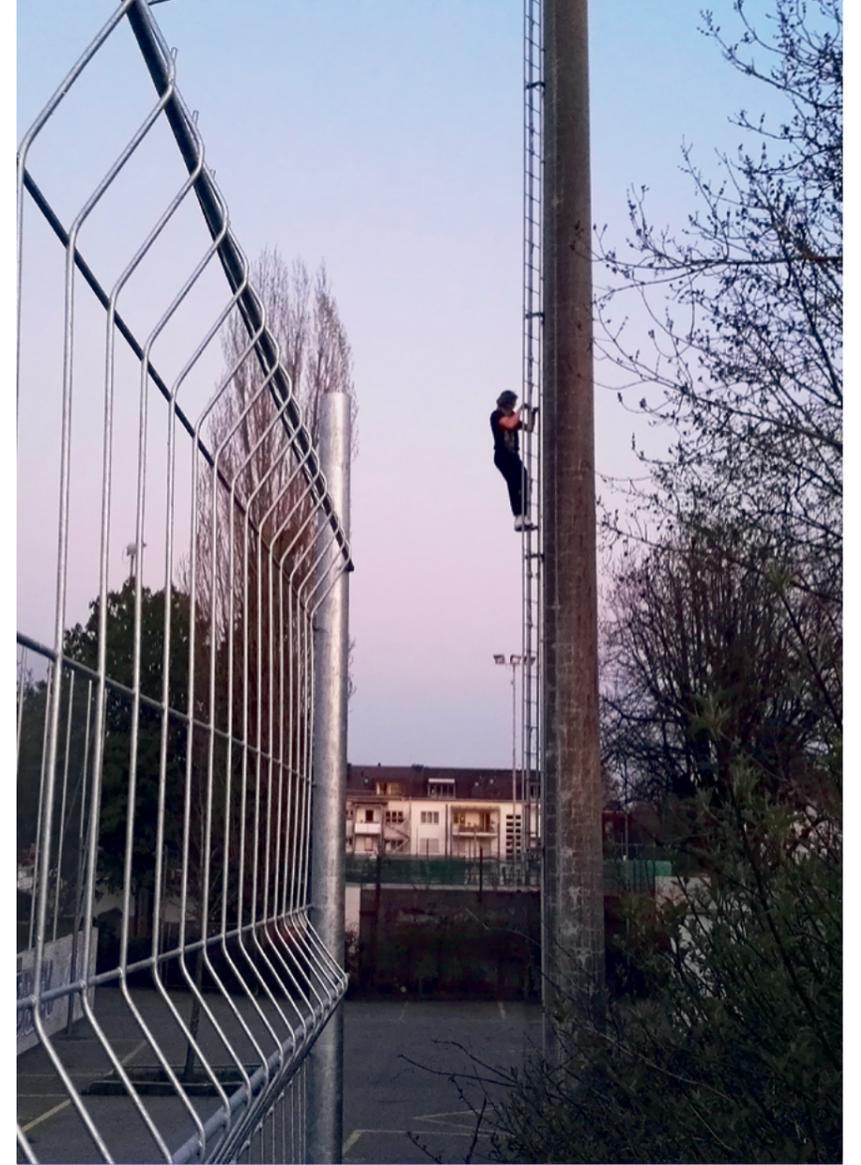
Die KSB-Autor*innen schreiben nicht vom Hochsitz der Kritiker*innen. Sie sind stets auch irgendwie Teil der Kultur und schreiben zmitz usem Chuechä. Kann das in jedem Fall gut gehen oder braucht es manchmal auch den Blick von aussen?

Das geht natürlich ständig schief, manchmal auch nicht. Ich sehe kein Problem darin, involviert zu sein, jeder gute Kulturjournalismus braucht eine Haltung, ist in dem Sinne subjektiv – ich würde also behaupten, dass es «den Blick von aussen» gar nicht gibt. Man muss nur aufpassen, dass man auch kritisch bleibt.

Braucht eine lebendige Kulturszene auch eine entsprechende Kulturberichterstattung? Wie sähe der Kulturstandort Bern ohne euch aus?

Naja, natürlich. Kultur passiert im Austausch, da muss das Darüberschreiben ein Teil davon sein. Der «Kulturstandort» Bern sähe natürlich genau gleich aus, der interessiert sich weniger für uns als für eine neue Festhalle auf der Allmend.

Im Jahr 2019 finden sich sowohl Texte aus dem Leben als auch Berichte von kulturellen Anlässen. Bei Letzteren fällt auf, dass auf eine abschliessende Beurteilung bzw. Einordnung verzichtet wird. Vielmehr enthalten die Texte viel



«Auf dem Weg nach oben habe ich die Schweiz durchquert», Urs Rihs in «König der Seifenblasen».

Angedachtes und Denkanstösse, die Leserin wird mit einem vagen Gefühl zurückgelassen. Ob das wohl bewusst so gewählt oder eine logische Folge davon ist, wie die Autor*innen über Kunst denken?

Es ist ein Luxus, kein Urteil abgeben zu müssen, in dem Sinne: keine Kaufempfehlung zu machen. Das ist gut, so muss man sich nicht immer entscheiden, kann auch mal ein Gefühl vermitteln, über Sachen schreiben, die schon passiert sind und die sonst in der Echokammer verschwänden. Kann sich auch ausprobieren und Schwachsinn fabrizieren und zurückgepiffen werden, das ist schon eine sehr privilegierte Position.

Dieses Jahr fanden kaum kulturelle Anlässe statt, was sich auch im zweiten Teil

von Durchgehend warme Küche zeigt. Die Texte handeln mehr von der Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Aussenwelt. Sie werden literarischer, sind reflexiver und die Bedeutung von Kultur im städtischen Leben steht vermehrt im Zentrum. Vielleicht ist dies ein positiver Aspekt, der sich der Krise abgewinnen lässt: Im sous-vide des covidbedingten Kulturvakuum werden die rohen Gedanken, die die Kunst wzuvor in unsere Köpfe gelegt hat, weiter gegart.

Vielleicht ist das ein positiver Aspekt, wahrscheinlicher aber ist das alles eine einzige grosse Scheisse. Es tut einem schon gut, nicht zu sehr auf sich selbst zurückgeworfen sein. **text: noah pilloud; bilder: zvg**

Auf dünnem Eis: freie Forschung in Belarus

Kritisches Denken existiert – selbst in autoritären Staaten. Ein Beispiel dafür ist die Minsk Dialogue-Initiative. Diese Freiheit wird in Belarus nun aber auf die Probe gestellt.

Massenproteste, unrechtmässige Verhaftungen und immer wieder Polizeigewalt – in Belarus haben sich die Ereignisse in den letzten Monaten überschlagen. Auch die kritische Wissenschaft ist dabei unter Druck geraten. Den Student*innen und Forscher*innen, die sich gegen das Regime äussern, drohen Haftstrafen. Ausländische Hochschulen zeigen sich solidarisch mit den belarusischen Wissenschaftler*innen. Doch welche Unterstützung können Schweizer Universitäten der Forschungsfreiheit in Belarus bieten?

Proteste gegen Wahlfälschung

Ausgangspunkt für die Unruhen waren die Präsidentschaftswahlen vom 9. August. Schon kurz nachdem die Zentrale Wahlkommission erste Hochrechnungen bekannt gegeben hatte, regte sich in Teilen der belarusischen Bevölkerung Widerstand. Grund dafür war das einseitige Resultat: Der amtierende Präsident Alexander Lukaschenko soll die Wahl mit angeblich rund 80 Prozent Zustimmung für sich entschieden haben.

Dabei gibt es Beweise, die diesem Narrativ widersprechen. Protokolle einzelner Wahlkommissionen am Wahltag zeigen, dass dieses Resultat

unmöglich der Realität entspricht. Im Gegenteil: Sämtliche Indizien sprechen für den Wahlsieg der Oppositionskandidatin Svetlana Tichanowskaja.

Wirklich überraschen tun diese Ereignisse niemanden. Belarus gilt als letzte Diktatur Europas: Lukaschenko hält sich seit 1994 an der Macht und lässt weder eine echte Opposition noch zivilgesellschaftliche Strukturen oder einen fairen Rechtsstaat zu. Oppositionelle Politiker*innen werden regelmässig grundlos verhaftet, so beispielsweise Sergej Tichanowskij, Ehemann der Oppositionskandidatin.

Die Proteste halten an. Doch Lukaschenko hält sich weiterhin mit aller Gewalt an der Macht.

Doch diesmal schien Lukaschenko die Lage unterschätzt zu haben. Im Anschluss an den Wahltag entstand im ganzen Land eine grosse Protestbewegung. Über den Messenger-Dienst Telegram wurden tausende Belarus*innen mobilisiert, die seither regelmässig für faire Wahlen und gegen das Regime protestieren.

Die Sicherheitskräfte antworteten auf die Demonstrationen mit Gewalt. Bilder von Menschen, die mit Schlagstöcken verprügelt werden, gingen um die Welt. Berichte dokumentierten Folter und Misshandlung von Gefangenen. Laut der UNO wurden in der Woche nach den Wahlen über 7000 Demonstrant*innen verhaftet.

Die Proteste halten bis heute an. Sonntag für Sonntag gehen in Minsk und anderen grossen Städten Menschen auf die Strasse. Doch Lukaschenkos Regime hält sich weiterhin mit aller Gewalt an der Macht.

Eine wissenschaftliche Beziehung

Benno Zogg, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Center for Security Studies (CSS) der ETH Zürich, hat die Geschehnisse in Belarus eng verfolgt. Für ihn waren die vergangenen Monate ein stetes Auf und Ab.

«Es gab Streike, riesige Protestmärsche und ich wusste nicht so genau, wie ich das einordnen soll. Ist die Revolution jetzt da? Ist Lukaschenko morgen weg? Oder ist das nur eine Momentaufnahme?» beschreibt Zogg.

Zogg hat sich im Rahmen seiner Arbeit auf Belarus spezialisiert und das Land mehrmals besucht. Er betont, dass es in der heutigen Krisensituation zentral sei, die bestehenden Beziehungen aufrecht zu halten, um die Lage analysieren zu können. «Die persönlichen Kontakte vor Ort sind wichtig, um ständig ein Gefühl dafür zu haben, was vor Ort wirklich vor sich geht», sagt er.

Dazu hat Zogg vor einigen Jahren eine Partnerschaft zwischen seinem CSS und der Minsk Dialogue-Initiative hergestellt. Dabei handelt es sich um eine NGO, die sich auch als Think-Tank und angewandtes Forschungsinstitut versteht. Zogg fungiert im Expertenrat von Minsk Dialogue und hat an mehreren Workshops und Konferenzen teilgenommen.

Minsk Dialogue wurde 2015 gegründet und hat seither regelmässig wissenschaftliche Diskussionsformate und grosse

Kürzlich hat Präsident Lukaschenko die Universitäten dazu aufgefordert, die Student*innen im Falle einer Protestteilnahme zu exmatrikulieren.

Konferenzen mit bis zu 500 internationalen und belarusischen Teilnehmer*innen organisiert. Am Minsk Dialogue Forum 2019 war auch Präsident Lukaschenko unter den geladenen Gästen. Dies entspreche der Logik von Think-Tanks, meint Zogg. «Sie soll Experten aus der Think-Tank-Welt und der Akademie mit «Policy-Makern» zusammenbringen, also Entscheidungsträgern aus Verwaltung, Diplomatie und multilateralen Organisationen», sagt er. Dabei gehe es um den Austausch zwischen diesen Welten. Minsk Dialogue publiziert regelmässig analytische Berichte, Kommentare und Hintergrundinformationen zu politischen Entwicklungen in Belarus und Osteuropa.



Benno Zogg (links) an einem Minsk Dialogue-Workshop zu Neutralität im November 2018.

Auch in Russland gibt es Spielraum

Dass das unter einem autoritären Regime möglich ist, überrascht nach den ersten Blick. Doch der Nachbar Russland beweist, dass akademische Freiheiten

Auch das Publizieren von kritischen Beiträgen zu politischen Themen sei in Russland möglich. Als Beispiel nennt Scheide die Gesellschaft Memorial, eine russische Menschenrechtsorganisation. «Sie wurde zwar als ausländischer Agent tituliert und hat mit unangenehmen Durchsuchungen von der Steuerbehörde zu tun, kann jedoch frei publizieren», sagt sie.

Eliane Fitzé, Doktorandin für Slavistik an der Universität Fribourg, arbeitet im Rahmen ihrer Dissertation mit russischen Forscher*innen zusammen. Auch sie hat den Eindruck, dass kritische Forschung in Russland grundsätzlich möglich sei. Jedoch zensieren sich Wissenschaftler*innen häufig selbst, beobachtet sie. «Es gibt eine grosse Trennung in der Gesellschaft zwischen pro- und anti-Putin, auch in den gebildeten Kreisen», sagt Fitzé. Daher weiche man bei heiklen Themen oft aus.

Wissenschaftliche Werte in Bedrängnis

Eigentlich sah es in den letzten Jahren so aus, als würde sich Belarus vermehrt öffnen und an europäische Strukturen annähern. Das Land präsentierte sich weniger vom «grossen Bruder» Russland abhängig als früher und beabsichtigte, eine konstruktive Rolle in Europa zu spielen. So vermittelte Belarus beispielsweise im Krieg zwischen Russland und der Ukraine. Auch

in Ländern mit autoritären Regierungen sehr wohl möglich sind. Carmen Scheide, Dozentin für osteuropäische Geschichte an der Universität Bern, hat im Rahmen verschiedener Forschungsprojekte regelmässigen Kontakt mit russischen Forscher*innen. Sie betont, dass wissenschaftliche Arbeit in Russland einen sehr hohen Stellenwert habe und man durchaus auch politisch heikle Themen diskutieren könne. «Ich habe beispielsweise zum Ukraine Konflikt in den letzten Jahren immer wieder Dialogformate veranstaltet und bewusst Russ*innen und Ukrainer*innen zusammen an einen Tisch geholt», sagt Scheide.



МИНСК - ГОРОД-ГЕРОЙ

ВАНДАН
АДАМАТ

ГОРОД
ГЕМАТ

Берись и делай

НИС

НИС

NO TAX

Главный Квартал

die Schweiz hatte ihre Kontakte zu Belarus zuletzt intensiviert. Aussenminister Ignazio Cassis war zu Jahresbeginn in Minsk. Er eröffnete dort die Schweizer Botschaft, welche zuvor nur ein Botschaftsbüro gewesen war.

Seit den belarusischen Präsidentschaftswahlen und den darauffolgenden Geschehnissen hat sich die Situation allerdings verändert. Die Schweiz hat die Taten des belarusischen Regimes verurteilt und sich den Sanktionen der Europäischen Union gegen rund vierzig Mitglieder des Machtapparates angeschlossen.

Die politisch angespannte Situation hat auch Minsk Dialogue in eine heikle Lage gebracht. «Die Forscher*innen mussten eine Balance finden, wie sie sich wissenschaftlich äussern und Dinge benennen können, ohne in eine politische Ecke gestellt zu werden», sagt Zogg. Dies

«Ausländische Forscher*innen können indirekt durch Kontakte und die Einbindung des Landes und seine Institutionen etwas Positives leisten».

sei aber keine Selbstzensur. Das zeige das Beispiel von Yauheni Preiherman, dem Direktor der Initiative: «Er spricht über die Gewalt der Sicherheitskräfte und dass viel Legitimität des Regimes verloren gegangen ist». Vor wenigen Wochen fand auch das Minsk Dialogue Forum 2020 statt. Die belarusische Krise war dabei eines der Hauptthemen.

Die Situation belarusischer Forscher*innen soll jedoch nicht

beschönigt werden. Das wissenschaftliche Umfeld ist zu einem Hauptakteur in den anhaltenden politischen Unruhen geworden. Über 370 Student*innen wurden seit Anfang September verhaftet. Kürzlich hat Präsident Lukaschenko die Universitäten dazu aufgefordert, die Student*innen im Falle einer Protestteilnahme zu exmatrikulieren. Bis Mitte November kam es zu mindestens 128 Exmatrikulationen, so die Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde. Rektoren, welche die Ausschlüsse nicht unterstützten, wurden entlassen. Das Gleiche gilt für mehrere Wissenschaftler*innen, die sich kritisch geäussert hatten.

Solidarität aus dem Ausland

Breite ausländische Kreise verurteilen das Vorgehen der Regierung. Die European University Association und die European Students' Union kritisieren die Ausschlüsse in einem Schreiben öffentlich. Die beiden Organisationen repräsentieren mehr als 800 Universitäten und rund 20 Millionen Student*innen.

Auch swissuniversities, der Dachverband der Schweizer Hochschulen, hat sich dieser Stellungnahme angeschlossen. Der Verband unterstützt Organisationen, die die Forschungsfreiheit weltweit zu schützen versuchen. Dazu gehören auch das Netzwerk «Scholars at Risk» und die Initiative «Universities for Enlightenment». «Die Beschneidung akademischer Freiheiten und universitärer Werte ist etwas, was man leider in den letzten Jahren auf globaler Ebene immer wieder sieht», sagt Clemens Tuor, Bereichsleiter für internationale Beziehungen bei swissuniversities.

Benno Zogg befürwortet, dass die akademischen Institutionen in Belarus aus dem Ausland Unterstützung erhalten. «Es ist wichtig, dass man es nicht nur der belarusi-



Protestierende in Minsk am 16. August 2020.

schen Regierung überlässt, dort einzuwirken. Ausländische Forscher*innen können indirekt durch Kontakte und die Einbindung des Landes und seine Institutionen etwas Positives leisten.

Eine Zusammenarbeit von belarusischen und ausländischen Forscher*innen erhöhe auch die Qualität der Berichterstattung, so Zogg. «Als Aussenstehender habe ich vielleicht den kühleren, distanzierteren Kopf. Die Leute vor Ort kriegen hingegen das Gefühl auf der Strasse mit, sind mit Emotionen dabei und haben mit vielen Leuten gesprochen. Kombiniert ergibt das ein differenziertes Bild».

Schweizer Wissenschaftler*innen sind gefordert

Die Annahme, dass eine Stärkung der akademischen Beziehungen zum Sturz Lukaschenkos führen würde, wäre allerdings völlig vermessen und überheblich. Es gehe in der belarusischen Krise schliesslich hauptsächlich um Innenpolitik, betont Zogg.

Dennoch sind die interuniversitären Kontakte für Belarus wichtig. «Was wäre, wenn keine gemeinsamen Projekte mehr in Angriff genommen würden?»

fragt Zogg rhetorisch. Aus seiner Sicht wäre es «fatal», würden keine Forschende mehr auf belarusische Universitäten zugehen, um zusammen etwas zu entwickeln.

Die akademischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Belarus sind ausbaufähig. Ein Bericht des Schweizerischen Nationalfonds zeigt, dass die-

Es wäre «fatal», würden keine Forschende mehr auf belarusische Universitäten zugehen, um zusammen etwas zu entwickeln.

ser zwischen 1990 und 2016 nur gerade etwas mehr als eine halbe Million in Forschungsprojekte mit Belarus investiert hat. Zum Vergleich: Für Projekte mit der Ukraine hat der Fonds das rund Zehnfache ausgegeben. Auch das Schweizer Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) hat kaum Gelder für Projekte mit Belarus gesprochen.

Eine Ausnahme bildete ein Workshop zur Rolle von Neutralität, der Ende 2018 in Minsk stattfand und von Zogg und Minsk Dialogue organisiert wurde. Dank Fördergeldern vom SBFI durften vier weitere Schweizer*innen daran teilnehmen, darunter auch Carmen Scheide.

Wie könnte die Schweiz also gezielt die akademische Zusammenarbeit mit Belarus fördern? Clemens Tuor von swissuniversities betont, dass die Forschungszusammenarbeit in der Kompetenz der Hochschulen liege und nicht zentral geregelt sei. «Der Impuls zur Intensivierung der Beziehungen zu Belarus würde nicht von uns kommen. Er würde von unseren Mitgliedern, von den Hochschulen kommen, wenn ein Bedürfnis existieren würde», sagt er.

Mehr Forscher*innen wie Zogg, Scheide und Fitzé, die in diesen Ländern Beziehungen aufbauen, sind also gefragt. «Die Forschung in einem Land profitiert immer davon, wenn es internationalen Austausch oder gar Unterstützung gibt», bestätigt Zogg. Es helfe, ein Land anzubinden, zu öffnen und bekannter zu machen.

Die Zusammenarbeit vermittelt auch akademische Werte, wie die Trennung von Wissenschaft und Politik. Es gebe viele kritische, wissenschaftliche denkende Menschen in Belarus, so Zogg. Es sei gut, dass ein paar wenige Think-Tanks wie Minsk Dialogue existieren. «Das

macht das Bild um einiges besser und es ist schön, dass man ihre Beiträge auch lesen und hören kann», freut sich Zogg.

Mit der Aufrechterhaltung und Intensivierung der Beziehungen können Schweizer Wissenschaftler*innen ihren Teil dazu beitragen, dass dies so bleibt. **text: tobias haller; bilder: lisa linder, zvg**



Das bekannte Geheimnis

Unerklärliches Phänomen, alltägliche spirituelle Praxis und Schweizer Kulturerbe. Die «Faiseurs de secret» nehmen einen aussergewöhnlichen Platz in der französischsprachigen Schweiz ein.

Francis S. war 8 Jahre alt, als der Fribourger zum ersten Mal in seinem Leben von den «Faiseurs de secret» hörte. Sein Bruder litt an einer Warze am Daumen. Dermatologen gab es damals keine in der Gegend und so wurde der Bruder kurzerhand zu einem Mann geschickt, der das «Geheimnis» besass. Zweimal ging er zu ihm, um das «Geheimnis machen zu lassen». Einige Wochen später war die Warze weg. Francis S. ist mittlerweile 58 Jahre alt, die Tradition der «Faiseurs de secret» ist aber ebenso lebendig wie in seiner Kindheit. Die «Faiseurs de secret», die auch als «les gens qui ont le secret», «les leveurs de maux» oder unter weiteren Namen bekannt sind, finden sich in der ganzen Westschweiz, insbesondere aber in den Kantonen Wallis, Freiburg und Jura. In der Deutschschweiz ist das Phänomen ausser in der Innerschweiz und im Appenzell kaum bekannt.

Spirituelle Hilfe übers Telefon

Die «Faiseurs de secret» werden vor allem bei kleinen Verletzungen oder Leiden wie Verbrennungen, Blutungen oder Warzen kontaktiert. Je nach Leiden muss ein anderer «Faiseur de secret» kontaktiert werden, der oder die das entsprechende «Geheimnis» besitzt. Das «secret du feu» kann bezeichnenderweise nur bei Verbrennungen eingesetzt werden. Die verletzte Person kann einen «Faiseur» oder eine «Faiseuse» anrufen, ihnen eine SMS schreiben oder

auch persönlich vorbeigehen. Diese fragen sie dann als erstes nach ihrem Namen, Aufenthaltsort und nach der genauen Verletzung. Mithilfe dieser Informationen können sie anschliessend das «Geheimnis machen». Woraus das Geheimnis genau besteht, wissen nur die Eingeweihten selber. Um das Phänomen ranken sich viele alte, mythische Vorstellungen. So heisst es, wer das Geheimnis laut ausspreche, verliere die Kraft zu heilen. Deshalb wird es bis heute von den «Faiseurs de secret» nur innerlich aufgesagt.

«Wir sind keine Wunderheiler*innen»

So viel steht aber fest: Es handelt sich um eine Art Gebet, das von Gesten begleitet werden kann. Das können zum Beispiel Kreuze sein, die über der entsprechenden Körperstelle geschlagen werden. Dieses Prozedere kann je nach Verletzung auch mehrmals, manchmal über mehrere Tage hinweg wiederholt werden. Die «Faiseurs de secret» betonen allerdings, dass sie keine Wunderheiler*innen sind. Sie können einen Menschen nicht wieder

vollständig gesund machen. Deshalb ist das «Geheimnis» auch kein Ersatz für eine eventuell notwendige medizinische Behandlung. Sie glauben aber daran, dass es Schmerzen lindern, Blutungen verringern und die Wundheilung verbessern kann. Es könne innere Ressourcen mobilisieren, um den Heilungsprozess zu verbessern. Und nicht nur sie glauben daran. Eine «Faiseuse de secret» anzurufen ist weit verbreitet und die Kontaktmöglichkeiten zahlreich. Listen mit Telefonnummern zirkulieren und liegen oft auch in Krankenhäusern auf. Viele praktizieren das Geheimnis jedoch vor allem im Familien- und Bekanntenkreis und ihr Kontakt wird nur durch Mund zu Mund-Propaganda weitergegeben.

So hat Doris P. zum ersten Mal mit 13 Jahren von ihrer Grossmutter von den «Faiseurs de secret» gehört. Die Grossmutter war es dann auch, die bei Fällen von Verbrennungen oder Nasenbluten ihrer Enkel*innen einen «Faiseur de secret» angerufen hat. Die Resultate waren überzeugend. «Ich glaube, dass es funktioniert», meint die mittlerweile 24-Jährige, die mitten in ihrem Studium der Sozialen Arbeit steckt. «Einmal habe ich mir aus Versehen einen Topf heisser Bouillon über den Bauch geschüttet. Die Stelle war stark verbrannt und ich habe sofort einen «Faiseur de secret» angerufen», erzählt sie. «Die Verbrennung ist daraufhin sehr schnell verheilt und hat keine Narbe hinterlassen.»

Von der Kirche verboten

Die «Faiseurs de secret» gehören zusammen mit den Einrenker*innen, die körperliche Eingriffe vornehmen und den Heiler*innen, die sich auf Magnetismus und Ähnliches spezialisiert haben, in die alte Heiltradition der Westschweiz und wurden sogar ins immaterielle Kulturerbe der Schweiz aufgenommen. Sie sind allerdings kein spezifisch schweizerisches Phänomen. Ähnliche Phänomene könnten in ganz Europa beobachtet werden, meint Magali Jenny. Die Ethnologin hat sich für ihre Lizenzierungsarbeit ausführlich mit den Heiler*innen in der Westschweiz beschäftigt. «In der Deutschschweiz ist das Phänomen dagegen ziemlich unbekannt», erklärt sie, «hier kann aber beobachtet werden, dass eine Professionalisierung solcher Praktiken stattfindet, die es so in der Westschweiz erst seit kurzem gibt.»

Die historischen Ursprünge der «Geheimnisse» liegen im Dunkeln. Wahrscheinlich gehen sie auf vorchristliche Bräuche zurück, die dann christlich adaptiert wurden. Die ersten schriftlichen

«Das Phänomen scheint den Übergang in die Moderne problemlos geschafft zu haben»

Zeugnisse gehen auf die Hexenprozesse des Mittelalters zurück. In das Mahlwerk der Inquisition sind damals auch «Faiseurs de secret» geraten, die unter Folter zur Preisgabe ihrer Gebete und Segensprüche gezwungen wurde. Die Kirche hat die Heilerei lange Zeit verboten. Was auch ein Grund sein könnte, weshalb das «secret» bis heute einer Geheimhaltung unterliegt.

Trotz der Missbilligung von oben hat das «Geheimnis» überlebt. Denn auf dem Land war der Gang zur «Faiseuse de secret» lange Zeit die naheliegendste Behandlung kleinerer Leiden. In neuerer Zeit hat sich die Praxis des «Geheimnisses» aufgrund moderner Technologien gewandelt. Über die sozialen Medien findet vermehrt auch ein Austausch zwischen «Faiseurs de secret» statt, die Medien berichten über

das Phänomen und es gibt sogar eine App, «Le Secret», die Kontakte bereitstellt. Das Phänomen scheint den Übergang in die Moderne problemlos geschafft zu haben. So ist die Praxis des «secret» trotz einer zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft keinesfalls verschwunden. «Im Gegenteil», meint Jenny, «Als ich angefangen habe zu forschen, war ich überrascht, wie lebendig diese Praxis noch ist.» Eine vermehrt kritische Haltung gegenüber der Schulmedizin hat gleichzeitig zu einer Enttabuisierung alternativer Heilpraktiken geführt. «Heute trauen sich die Leute zu erzählen, dass sie einen «Faiseur de secret» angerufen haben», so Jenny.

«Ich besitze das Geheimnis des Feuers»

Aber wer sind diese Leute, die das Geheimnis haben? Es gibt weder eine Gemeinschaft noch einen grossflächigen Austausch zwischen «Faiseurs de secret» in der Schweiz. Auch Regeln gibt es kaum. Mit der einen wichtigen Ausnahme, dass das «Geheimnis» nur an jüngere und vertrauenswürdige Personen weitergegeben werden darf. Das ergibt auch Sinn, denn so kann das Geheimnis an die nächste Generation weitergegeben werden. Da die Gebetsformel nicht laut ausgesprochen werden darf, findet auch die Weitergabe nicht mündlich, sondern schriftlich auf einem Stück Papier statt. Früher wurde das Geheimnis nur an eine einzige Person weitergegeben, heute manchmal auch an mehrere, um ein Fortbestehen zu garantieren. Dabei werden soziale und altersbedingte Barrieren überwunden. Ein «Faiseur» oder eine «Faiseuse de secret» kann ebenso gut ein sechzigjähriger Landwirt aus dem Jura wie auch eine junge Studentin in Fribourg sein.

So zum Beispiel Joanne F. Die 24-Jährige studiert Soziologie im Master und ist sozusagen mit dem «Geheimnis» gross geworden: Ihre Mutter besitzt, seit sie denken kann, zwei Geheimnisse – das «secret du feu» gegen Verbrennungen und das «secret du sang» gegen Blutungen.

Der Heilige Laurentius soll auf dem Rost den Märtyrertod erlitten haben und wird heutzutage von manchen «Faiseurs de secret» gegen Verbrennungen angerufen. Bild: Schwarz Chronik





Bienvenue



Comment faire ?



Demande de soins par
le Secret



URGENCES DE NUIT



News & informations



Charte des Faiseurs de
Secret



Articles & Vidéos



Georges Delaloye

Die App «Le Secret» stellt Kontakte, Hilfestellungen und News bereit.

Die Primarlehrerin hat ihre Telefonnummer zwar auf keiner Liste öffentlich zugänglich gemacht, ist in ihrem Familien- und Bekanntenkreis aber als «Faiseuse de secret» bekannt. «Es ist schon fast ein Reflex», erklärt ihre Tochter, «wenn sich jemand verbrennt, schickt man ihr schnell eine SMS oder ruft sie an, damit sie das Geheimnis macht. Sozusagen präventiv.» Vor einem Jahr hat Joannes Mutter ihr nun das «secret du feu» anvertraut. Sie hatte gewar-

«Wichtig ist es, an das Geheimnis zu glauben»

tet, bis sie sicher war, dass Joanne genug reif und selbstsicher ist, um das Geheimnis mit den besten Absichten auszuüben. Seit-her konnte sie es allerdings noch nicht oft anwenden. Die Leute gehen immer noch eher zu ihrer Mutter. Sie müsse auch erst in der Anwendung noch sicherer werden. «Es ist eine Frage des Selbstvertrauens», erklärt sie, «ich glaube an das Geheimnis – aber nicht immer daran, dass ich es auch selber schaffen kann.»

«Einige haben meine Mutter wohl für eine Scharlatanin gehalten»

Eine unbezahlte Gabe

Die Bereitschaft zu helfen und anderen Gutes zu tun, hat Joanne F. schon von klein auf an der speziellen Fähigkeit ihrer Mutter fasziniert und stolz gemacht. Schnell hat sie aber begriffen, dass es nicht etwas ist, das man einfach mal so auf dem Pausenplatz erzählt. Auch später, als sie im Rahmen eines Kurses ihres Soziologiestudiums über die Fähigkeiten ihrer Mutter sprach, waren die Reaktionen gespalten. «Einige haben meine Mutter wohl für eine Scharlatanin gehalten», meint die Studentin. Dabei wird mit dem «Geheimnis» kein Geld gemacht. Für ihre Dienste verlangen die «Faiseurs de secret» keine Bezahlung. Sie machen es, um den Leuten zu helfen. Was nicht heisst, dass manche Leute danach nicht aus Dankbarkeit etwas geben. Auf dem Land, erklärt die Ethnologin Jenny, war es früher zum Beispiel üblich, Lebensmittel als Gegenleistung mitzubringen.

«Man gibt, was man will», meint auch Francis S. Der 58-jährige Elektriker geht oft mit seinen Tieren zu einem «Faiseur de secret». Dass das Geheimnis auch für Tiere und Kleinkinder funktionieren soll, ist ein Aspekt des Phänomens, der nur schlecht mit dem Placebo-Effekt erklärt werden kann. «Ich hatte ein Fohlen mit Flechten», erzählt Francis S., «Als erstes rief ich natürlich den Arzt. Der konnte mir nur eine Salbe geben und meinte, er habe leider kein Wundermittel. Also ist ein Freund zu mir gekommen, der das Geheimnis besitzt. Und kurze Zeit später war das Fohlen wieder gesund.» Die Salbe habe er natürlich auch angewendet. Das «Geheimnis» wird nicht als Ersatz schulmedizinischer Mittel angesehen, sondern als Ergänzung. Eine der gelebten Grundsätze der «Faiseurs de secret» ist es, nie von einer medizinischen Behandlung abzuraten. Sie stehen dementsprechend auch nicht in Konkurrenz mit der Schulmedizin.

Glauben – aber an was?

Muss ein «Faiseur de secret» gläubig sein? «Der Glaube an einen bestimmten Gott ist nicht wichtig», erklärt Jenny, «es ist eher eine Frage der Spiritualität. Nicht alle «Faiseurs de secret» sind im traditionell christlichen Sinne gläubig. Aber alle glauben an etwas Höheres.» Schliesslich handelt es

sich beim «secret» schon um ein Gebet. An wen das schlussendlich gerichtet ist, komme nicht darauf an, meint auch Joanne F. Die «Faiseuse de secret», die sich selber als spirituell gläubig bezeichnet, fügt dem hinzu: «An welche höhere Kraft man appelliert, ist unwichtig. Wichtig ist es, an die Fähigkeit des Geheimnisses zu glauben.»

Eine wissenschaftliche Erklärung für das Phänomen hat sie nicht. Es gibt keine. Und es brauche auch keine, finden viele. Manche vermuten den Placebo-Effekt dahinter, der dann eine verbesserte Selbstheilung auslöst. Bewiesen werden kann es nicht. Es gibt nur die Menschen, die daran glauben, dass es funktioniert, und die Geschichten von kleinen Wundern, die die meisten erzählen, die regelmässig einen «Faiseur de secret» anrufen.

Doch obwohl die Methode offiziell nicht anerkannt ist, wird sie stillschweigend auch von der Schulmedizin geduldet. Und nicht nur geduldet. Manche Krankenhäuser im Kanton Fribourg und Jura halten sogar Nummern bereit für Patient*innen, die eine Person anrufen möchten, die das «Geheimnis» besitzt. Nach dem Prinzip: Es kann ja nicht schaden.

Dieser Meinung sind nicht alle. Die Kirche hat seit jeher ein gespaltenes Verhältnis zum «Geheimnis». Und das, obwohl die darin verwendeten Segenssprüche oft eine Heilige oder einen Heiligen anrufen, oder sich auf Jesus oder Gott beziehen. Heute wird die Praxis zumindest toleriert, wenn auch nicht von allen. «Allein die Tatsache, dass es «geheim» ist, ist dubios», so der Priester und Domherr Alain Chardonnens im Gespräch mit dem Portail Catholique Suisse, denn, «eine wahrhaftige Gabe des Heiligen Geistes hat keine Angst, sich offen zu zeigen.» Man könne nicht wissen, ob nicht doch am Ende der Teufel dahinterstecke.

Dabei verpassen die kritischen kirchlichen Stimmen, dass im Phänomen selbst ein grundlegender christlicher Wert steckt: derjenige der Nächstenliebe. So beendet Jenny die Frage des Glaubens mit der Antwort: «Um das Geheimnis anwenden zu können, ist die Liebe viel wichtiger als der Glaube. Eine Person, die das «Geheimnis» erhält, muss fähig sein, ihren Nächsten zu lieben.» **text: janine schneider; bilder: noémie jäger**

«Die Witwe wünschte mir einen guten Geschäftsgang»

Roman Allenbach bestattete mit 16 Jahren das erste Mal einen Verstorbenen. Mit der *bärner studizytig* spricht er über ökologisches Sterben, Bestattungstrends und die Folgen von Covid-19.

«Wenn es dich würgt, sobald du einen Toten siehst, bringt dir die beste Ausbildung nichts.»

Roman, wir sind hier im Innenhof der Unitobler.

Parkt jetzt irgendwo in der Länggasse ein Leichenwagen?

Nein. Der steht beim Bestattungsunternehmen ausserhalb der Stadt. Wenn ich an eine Trauerfeier muss oder wie eben ins Krematorium, bin ich mit dem Velo oder dem ÖV unterwegs. Mit einem Sarg wird man mich aber nie im Bus sehen.

Du bist 25 Jahre alt. Wieso wird man so jung Bestatter?

Der Tod war in unserer Familie von klein auf sehr präsent. Mein Vater führt eine Schreinerei und ist nebenbei als Bestatter tätig. Auch mein Grossvater machte beide Jobs gleichzeitig. Früher war das Tradition, dass der Schreiner die Särge selbst herstellte und deshalb gleichzeitig auch Bestatter war.

Wie alt warst du, als du das erste Mal eine Leiche in einen Sarg gelegt hast?

Mit 12 Jahren habe ich meinen Vater beim Einsargen unterstützt. Und mit 16 habe ich dann das erste Mal ganz allein einen Verstorbenen eingesargt. Für uns war das normal. Meine Schwester und mein Bruder sind zwar keine Bestatter, trotzdem helfen auch sie heute noch manchmal mit.

War der Tod bei euch zuhause physisch präsent?

Es lagen keine Verstorbenen rum, wenn du das meinst. Mein Grossvater hatte aber ein Sarglager zuhause. Dort hat er die Särge dekoriert, oder beschlagen, wie wir dies nennen. Wenn ich am Mittwochnachmittag schulfrei hatte, half ich meinem Grossvater, Särge zu beschlagen. So gesehen bin ich bereits als 4- oder 5-jähriger ins Bestatterbusiness eingestiegen.

Trotzdem hättest du auch was anderes machen können.

Was hält dich in diesem Job?

Ich mache es einfach gerne.

Was machst du gerne?

Als Bestatter bin ich alles gleichzeitig: Ich bin Handwerker, erledige Büroarbeiten und bin nicht zuletzt auch Psychologe. Ich helfe gerne anderen Leuten, die jemanden verloren haben und eine schwere Zeit durchstehen.

Hast du für deinen Beruf eine Ausbildung absolviert?

Nein. Ich bin gelernter Metallbauer und habe anschliessend als Seilbahnmonteur gearbeitet. Momentan absolviere ich die Ausbildung zum Technischen Kaufmann. Dazu bin ich zweieinhalb Tage pro Woche in der Schule. Das lässt sich perfekt mit meiner Tätigkeit als Bestatter kombinieren. Nach Schulschluss um 16 Uhr kann ich problemlos noch eine Leiche präparieren. Die stört es dann auch nicht, wenn es mal Mitternacht wird, bis ich fertig bin (lacht).

Gibt es keine Ausbildung als Bestatter*in?

Doch. Diese dauert zwei Jahre und erfolgt berufsbegleitend. Voraussetzung ist aber, dass man bereits irgendeine Grundausbildung absolviert hat und seit mindestens drei Jahren im Bestattungswesen tätig ist. Tatsächlich hat aber die Mehrheit der Bestatterinnen und Bestatter in der Schweiz diese Ausbildung nicht gemacht.

Ein Abschlussdiplom ist immer auch eine Form von Gütesiegel. Wieso machen so wenige diese Ausbildung?

Bestatter ist kein Beruf, sondern eine Berufung. Das soll nicht überheblich wirken: Aber wenn es dich würgt, sobald du einen Toten siehst, bringt dir die beste Ausbildung nichts.

Wie sieht dein Arbeitsverhältnis aus?

Einerseits helfe ich beim Familienunternehmen meines Vaters in Adelboden mit. Und andererseits bin ich als Freelancer tätig. Dies vor allem in der Region Bern.

Gibt es viele Freelance-Bestatter?

Nein, das ist die grosse Ausnahme. Wer nicht sein eigenes Geschäft führt, findet nämlich kaum eine Festanstellung. Grund dafür ist die sehr unetete Auftragslage. Im Moment zum Beispiel arbeite ich neben der Schule eigentlich 40 Prozent als Bestatter. Letzte Woche hatte ich aber fast ein 100-Prozent-Pensum.

Gibt es einen Grund für diese Mehrarbeit?

Sterben ist etwas sehr Saisonales. Das mag komisch klingen, aber der November beispielsweise ist ein richtiger Sterbemonat: Es wird dunkel, die Leute fühlen sich einsamer – das schlägt auf die Psyche. Normalerweise kommt noch die Grippe hinzu. Dieses Jahr ist das weniger der Fall, dafür haben wir Covid-19.

Merkst du die Folgen der Pandemie?

Klar. Ich beobachte eine starke Übersterblichkeit. Deshalb habe ich im Moment auch so viel zu tun. Die Bevölkerung unterschätzt die Situation.

«Die Öfen im Krematorium sind 800 Grad heiss, doch Abwärme darf nicht genutzt werden. Das ist nicht nachvollziehbar.»

Wie sieht ein typischer Arbeitstag von dir aus?

Das ist sehr unterschiedlich. Aber nehmen wir als Beispiel letzten Dienstag, da hatte ich besonders viel zu tun.

Zwischen 7 und 9 Uhr erledigte ich administrative Arbeiten. Ich habe einen Pfarrer organisiert, die Kirche informiert und die Kremation in die Wege geleitet. Dann überführte ich die Särge ins Krematorium und schüttete anschliessend die Urnen um.

«Manche Angehörigen geben mir fast die Schuld am Tod des Verstorbenen.»

Du musst die Asche der Verstorbenen umschütten?

Ja. Vom Krematorium erhalten wir die Asche in Leihurnen aus Kupfer. Diese können die Angehörigen allerdings nicht behalten. Zum Bestatten besorgen wir ihnen deshalb eine neue Urne.

Zurück zu deinem Tagesablauf. Was hast du am Nachmittag gemacht?

Ich führte Trauergespräche und half bei einer Trauerfeier mit. Für diese musste ich noch Blumen organisieren. Ausserdem stellte ich sicher, dass das Grab vorbereitet war. Während der Trauerfeier erledigte ich dann im Auto meine Büroarbeit. Dazu habe ich alles auf meinem Mobiltelefon gespeichert. Nach der Feier helfe ich jeweils bei der Urnenbeisetzung, sammle die Trauerkarten ein und stelle sicher, dass sich die Angehörigen gebühlich vom Verstorbenen verabschieden können. Anschliessend fahre ich meist noch einmal ins Krematorium, um weitere Särge abzugeben.

Das klingt nach einem 24/7-Job?

Das ist es oftmals tatsächlich. Wenn ich Pikett-Dienst habe, kann es sein, dass die Polizei mich auch mal mitten in der Nacht auf eine Unfallstelle bestellt.

Was war deine schwierigste Bestattung?

Grundsätzlich ist jede Bestat-

tung schwierig, bei der die verstorbene Person jünger ist, als ich es bin. Besonders krass war auch, als sieben meiner Kollegen nach Schweden reisten und nach einem Autounfall nur einer lebendig zurückkam. Einer der Verstorbenen absolvierte mit mir die Lehre, ein anderer war ein enger Freund von mir. Da habe ich mich denn auch geweigert, die Bestattung durchzuführen. Ich kannte die Jungs zu gut. Am Ende hat sie mein Vater bestattet.

Was für Fähigkeiten braucht ein Bestatter?

Harte Schale, weicher Kern – das trifft es wohl am besten. Berührungsfähigkeit sind sicher fehl am Platz. Einige der Verstorbenen stinken nun mal einfach bestialisch. Trotzdem muss ich alle gleich behandeln. Das ist wie mit der Hautfarbe: Niemand soll anhand von Äusserlichkeiten anders behandelt werden. Am Ende ist es immer noch ein Mensch, der da vor mir liegt – auch wenn er mehr stinkt als andere.

Das ist die harte Schale. Und der weiche Kern?

Im Umgang mit den Angehörigen ist Herzlichkeit gefragt. In diesen Momenten der Trauer die richtigen Worte zu finden, ist sicherlich die grösste Herausforderung in meinem Beruf. Gleichzeitig ist es schön, wenn man für jemanden da sein und eine Last abnehmen kann.

Wie reagieren die Angehörigen auf dich?

Unterschiedlich. Viele sind von Beginn weg sehr offen und froh, dass sie jemanden haben, der zuhört und weiterhilft. Manchmal kommst du sogar zur Tür rein und hast sofort ein freundschaftliches Verhältnis. Ein Trauergespräch muss nämlich nicht immer traurig sein. Ich muss dabei immer wieder auch herzlich lachen. Vor ein paar Tagen wünschte mir eine Witwe doch tatsächlich «einen guten Geschäftsgang». Dann zuckte sie zusammen, und meinte, dass man einem Bestatter so etwas wohl kaum wünschen dürfe.

Es gehen wohl aber kaum alle so locker mit dem Thema um.

Nein. Andere geben dir fast schon die Schuld am Tod des Verstorbenen. In solchen Fällen merke ich von



Beginn weg, dass ich nicht willkommen bin – das ist dann für beide Seiten unangenehm. Diese Leute sehen den Tod oftmals als etwas Falsches an. Als etwas, das es gar nicht geben dürfte.

Wie reagierst du auf diese Ablehnung?

In diesen Gesprächen bin ich distanzierter. Die Leute wünschen das so und wollen auch nichts mit mir zu tun haben. Sie erzählen mir dann auch nicht, was für eine Person die Verstorbene war. In diesen Fällen ist dann meist auch die Beerdigung kalt und sehr formell. Dabei bin ich selbst überhaupt nicht dieser formelle Typ Bestatter. Ich gehe nicht mit Anzug, Krawatte und Aktenkoffer an eine Beerdigung, sondern so, wie ich mich auch normalerweise kleide. Und meist kommt das gut an.

Gibt es Momente, in denen du dich ärgerst?

Ja. Es kommt immer mal wieder vor, dass sich niemand der Angehörigen um die verstorbene Person kümmert. Dabei wäre das keine grosse Sache. Ruft einfach kurz an und sagt, dass die Gemeinde die Bestattung übernehmen soll! Oder dass ihr das allgünstigste Begräbnis wünscht. Aber einfach nichts machen ist keine Option. Auch wenn die Familie zeitlebens kaum oder gar kein Kontakt zum Verstorbenen hatte und sich auch von seinem Tod distanzieren will. Am Ende hat jeder Mensch ein würdiges Begräbnis verdient, unabhängig von seinen Taten im Leben.

«Der Tod eines Angehörigen ist nicht der richtige Ort zum Sparen.»

Ist Sterben aus deiner Sicht heute noch ein Tabuthema?

Definitiv. Oft wird der Tod quasi totgeschwiegen (lacht). Dabei würde gerade das Darüber-Sprechen die Angst nehmen, die viele haben. Das ist schade.

Wird sich das bald einmal ändern?

Ich bin zuversichtlich. Über die eigene Sexualität hat man früher auch nicht gesprochen, heute ist das ganz normal. Ich denke, dass wir in 20 Jahren auch beim Thema Tod so weit sein werden.

«Wenn ich Krimiserien wie «Der Bestatter» anschaue, muss ich lachen.»

Muss ich als junger Student bereits wissen, wie mein Begräbnis aussehen soll?

Nicht zwingend. Aber auch du wirst eines Tages sterben. Warum sich also nicht mit dem Thema auseinandersetzen? Wer tot ist, kann nämlich nicht mehr entscheiden. Was hingegen jede und jeder, auch wir Jungen, immer bei sich haben sollten, ist ein Notfallzettel.

Und was muss auf dem stehen?

Im Todesfall sind die Angehörigen meist emotional stark beansprucht. Wenn sie sich in diesem Moment auch noch um finanzielle und organisatorische Dinge kümmern müssen, ist das oft belastend oder geht vergessen. Ein Zettel mit den wichtigsten Nummern nimmt den Hinterbliebenen in diesem schweren Moment einen grossen Teil der Arbeit ab.

Wie gehst du in deiner Familie mit dem Thema Tod um?

Sterben war in meiner Familie nie ein Tabuthema. Wenn ich heute bei meinen Grosseltern Kaffee trinken gehe, sprechen wir auch mal darüber, was sie sich im Fall ihres Todes wünschen. Weil es so normal ist, können sie auch offen darüber reden. Sie haben auch ein Heft, in dem sie alles niedergeschrieben haben.

Sprichst du auch mit anderen Leuten aus deinem Umfeld so offen über das Sterben?

Ja, und bis jetzt stiess ich damit nie auf Abneigung. Man kann vom Tod denken, was man will: Die einen sehen ihn als Ende, die anderen als Erneuerungsprozess, bei dem der Mensch kaputt geht und Platz schafft für etwas Neues. Klar ist einzig, dass wir nicht ewig leben können. Wäre das der Fall, würden wir noch mehr Ressourcen verwenden und unser Planet ginge noch schneller kaputt als bereits heute.

Du sprichst von Nachhaltigkeit. Wie ökologisch ist der Tod selbst?

So wie wir es im Moment machen, ist er überhaupt nicht nachhaltig. Die Kremation, der Sarg, alles braucht Energie. Im Gegenzug gibt der Tod der Natur aber nichts zurück.

Gibt es da keine Alternativen?

Kaum. Ich habe aber die Hoffnung, dass wir eines Tages aus einem toten Körper wieder etwas Sinnvolles machen können, wie zum Beispiel Dünger. Wegen der vielen Giftstoffe ist das aber nicht so einfach.

Die Ethik dürfte das noch grössere Hindernis sein.

Ja, aber das ist für mich nicht in allen Fällen nachvollziehbar. Die Öfen im Krematorium beispielsweise werden täglich mit Öl auf über 800 Grad erhitzt. Die daraus resultierende Abwärme darf aber nicht genutzt werden. Kein Krematorium ist dem Fernwärmenetz angeschlossen. Stattdessen bläst man die ganze Energie aus dem Kamin. Da wäre sicher mehr möglich. Ich muss aber auch sagen, dass der Tod nicht an erster Stelle stehen muss, wenn es um mehr Nachhaltigkeit in unserer Gesellschaft geht.

Gibt es bei Bestattungen gewisse Trends?

Kaum jemand will noch auf den Friedhof. Immer mehr Menschen wünschen sich eine Seebestattung oder eine Beerdigung im Wald. Dazu gibt es extra Waldstücke, die sogenannten Friedwälder, wo das erlaubt ist.



Ein Sarg aus Arvenholz? Oder die Bespannung «Anubis»? Was Roman braucht, bestellt er online.

Gibt es so einen Friedwald in der Nähe von Bern?

Im Bremgartenwald oder auf dem Gurten hat es einen Friedwald. Dort kann man sich bei den Wurzeln eines Baumes beisetzen lassen. Das Grab ist dann für 100 Jahre geschützt. Das ist zwar sehr schön, aber das Verstreuern der Asche in der Natur hat auch ihre Nachteile.

Welche?

Kippte jemand nach seinem Grillabend die ganze Asche in den See, wäre er ein Umweltverschmutzer. Macht man dasselbe hingegen mit den 3 bis 4 Kilogramm Asche der Verstorbenen, soll es kein Problem sein. Wenn man schon die Natur verschmutzen will, soll man das meiner Meinung nach auf dem Friedhof machen.

Also sollte man Naturbestattungen besser sein lassen?

Ich verurteile niemanden, der das macht. Pragmatisch gesehen ist es aber egoistisch und nicht nachhaltig.

Was kostet sterben?

Mit 3'000 Franken musst du schon rechnen. Das deckt aber nur das Nötigste ab. Blumen gibt es für diesen Preis keine. Der Standard für eine Bestattung liegt zwischen 5'000 und 6'000 Franken. Gegen oben ist die Grenze dann offen.

Von wo hast du deine Säрге? Stellst du die selbst her?

Nein, die kommen mehrheitlich aus Tschechien. Es gibt auch Schweizer Säрге, die sind aber deutlich teurer. Die Leute sind aber oftmals nicht bereit, diesen Mehrpreis zu bezahlen. Wenn der Schwei-

zer Sarg das Zehnfache des tschechischen kostet, kann ich das auch nachvollziehen.

Hast du die Säрге bei dir an Lager?

Nur ein paar wenige. Wenn ich etwas brauche, kann ich das aber im Online-Katalog bestellen. Willst du es sehen? (kramt sein Handy hervor) Das ist fast wie Zalando, statt Kleider kommen dann halt einfach Säрге. Kleinere Dinge wie Sargbespannungen haben wir an Lager.

Im Internet findet man Discount-Bestatter, die via Online-Formular gebucht werden können und deutlich billiger sind als die Konkurrenz. Was hältst du von solchen Angeboten?

Davon halte ich gar nichts. Der Bestatter ist in diesem Fall nur noch Dienstleister. Ein Trauergespräch gibt es für diesen Preis nicht. Und wer es trotzdem will, muss extra zahlen. Dasselbe bei der Trauerfeier. Der Tod eines Angehörigen ist nicht der richtige Ort zum Sparen. Wenn wir uns alle zwei Jahre ein neues Handy kaufen, aber nicht bereit sind, Geld für einen Angehörigen auszugeben, läuft etwas falsch.

Wie kann man diesem Trend entgegenwirken?

Möglicherweise wäre die Verstaatlichung der Bestatterbranche eine Lösung. Jede Bürgerin und jeder Bürger zahlt ein bisschen mehr Steuern, dafür erhält jede verstorbene Person ein anständiges Begräbnis. Aber klar, das wäre ein starker Eingriff in die Privatwirtschaft – möglicherweise ein zu grosser.

«Der Tod macht das Leben lebenswert.»

Gibt es eigentlich für jede Religion einen eigenen Bestatter?

Nein, bei uns liegen Verstorbene aller Religionen auf dem Tisch. Dabei gilt es, die religiösen Bräuche zu beachten. Weil Muslime Richtung Mekka liegen müssen, haben wir beispielsweise einen Drehtisch, den wir entsprechend ausrichten können. Wir sind für alles vorbereitet.

Recherchiert man zum Begriff «Bestatter», landet man immer bei der SRF-Serie. Wie oft hast du schon einen Mordfall aufgeklärt?

Glücklicherweise noch nie (lacht). Wenn mein Vater und ich uns solche Krimiserien anschauen, müssen wir aber regelmässig lachen. Beispielsweise, wenn sich der Gerichtsmediziner, nachdem er die Leiche obduziert hat, am Kopf kratzt. Ich kann dir aber sagen: Wer eine echte Leiche berührt hat, fasst sich abschliessend ganz sicher nicht an den Kopf.

Durch den Erfolg der Serie gewann der Bestatter-Beruf an Ansehen. Kannst du das bestätigen?

Es gab tatsächlich vermehrt junge Leute, die uns anriefen und fragten, ob sie bei uns reinschnuppern dürfen. Gerade das Gefühl der Exklusivität macht für viele den Beruf attraktiv. Es ist halt kein 0815-Job. Genau diese Leute unterschätzen das Bestatter-Dasein aber meist massiv. Sobald sie eine Leiche sehen, machen sie kehrt und werden von ihren Emotionen überwältigt.

Wir können dieses Interview schlecht mit weinenden Schnupperlehrlingen beenden. Hast du ein Schlusswort?

Der Tod macht das Leben lebenswert. **text: mathias streit, sofia kwiecien, anne-sophie behrend; fotos: lisa linder**

Anton (21) aus Tirol fragt:

Was geht ab?

Lieber Anton

Um es vorneweg zu nehmen, dieses Jahr geht erst mal gar nichts ab. Kein «und ich flieg, flieg», kein «geh mal Bier holen» und kein «Mamma Lauda». Keine Schraubdeckel von kleinen Schnapsfläschchen an der Nase, keine Polonaise und kein Shotski. Denn egal wie die Regierungen Europas über den Betrieb der Bergbahnen diesen Winter entscheiden werden, Après-Ski gibt's dieses Jahr nicht. Und daran könnte mensch sich glatt gewöhnen.

Klar, als eidgenössisch ausgewiesener allgemeiner Experte bin auch ich ein Freund des Schneesports. Und ja, das eine oder andere isotonische Hopfengetränk gehört da nach einem Tag voller geschnittener Schwünge, One-Eighties und halbspektakulärer Stürze selbstverständlich dazu. Doch was sich da alljährlich Abend für Abend in den Spunten und Festzelten der Schweizer Bergtäler zuträgt, bringt selbst den Experten ans Ende seines Höchstlebensmannisch. Was geht da verdammt noch mal ab?

Um dies beantworten zu können, müssen wir uns zuerst fragen «wer geht ab»? Jedenfalls nicht das übliche Partyvolk. Da schunkelt die vierfache Mutter neben dem Sachbearbeiter einer Versicherung und der kürzlich in die mittlere Führungsetage aufgestiegenen Mitdreissigerin. Kurz: hier versammelt sich, was gemeinhin unter dem Begriff «Mehrheitsgesellschaft» zusammengefasst wird und sich mithilfe von Fröschlis und Kafi Lutes in eskapistischer Primitivität verliert. Denn Teil der Mehrheitsgesellschaft zu sein

ist nicht immer einfach. Gross ist die Furcht davor, auf beziehungsweise abzufallen. Und so entlädt sich der aufgestaute Exzess nur im institutionell vorgegebenen Rahmen. Und ein solcher ist das Après-Ski. Doch genug der Party-Soziologie. Corona nervt, Après-Ski genauso und vor allem unabhängig davon.

Deshalb, lieber Anton, mein Rat an dich: Suche nicht den grossen, gesellschaftlich akzeptierten Exzess. Suche den kleinen Exzess im Alltäglichen. Streich den Gartenzaun bunt statt weiss, zeige bei der nächsten Ausweiskontrolle voller Überzeugung deine Mickey Mouse Club-Mitgliedskarte, die bestimmt noch in einer Kiste auf dem Dachboden liegt. Reiss das 3für2-Aktionspack auf und nimm dir nur eine Packung, geh mal in Jogginghose raus. Wir wollen doch eigentlich alle nicht Teil hiervon sein, was auch immer das ist. Es beginnt im Kleinen.

Exzentrische Grüsse,
dein Experte. **nop**

Auch wenn es die Dozierenden zu Semesterbeginn kollektiv und repetitiv abstreiten – es gibt sie, die dummen Fragen! Unser ExpertInnenteam nimmt sich ihrer an: eloquent, sachkundig und auch durchaus verständnisvoll. **Sende jetzt deine Frage an frage@studizytig.ch und GEWINNE zwei Tickets für einen Eintritt in den Dachstock.**

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Coronavirus: Aktuelles Angebot

Wir bieten Ihnen – gerade auch in Corona-Zeiten – psychologische Unterstützung an! Die Beratungen werden momentan grundsätzlich telefonisch oder online durchgeführt. Bei Bedarf können sie auch vor Ort angeboten werden. Termine können während der Bürozeiten telefonisch mit dem Sekretariat vereinbart werden.

Die Angebote der Beratungsstelle sind vertraulich und kostenlos.

Beratung / Coaching

Wir führen persönliche Beratungen durch zu den Themen: Studiengestaltung (Studienplanung, Studienfachwechsel und Fächerkombination, Alternativen zum Studium, Koordination von Studium und Erwerbsarbeit, Studium und Familie, Studienfinanzierung), Arbeits- und Lerntechniken, Laufbahnplanung und Berufseinstieg, Konflikte in persönlichen und studienbezogenen Beziehungen, Schwierigkeiten, Krisen und persönliche Entwicklung.

Die Mailberatung für Studierende (bei Sachfragen und persönlichen Anliegen) finden Sie auf unserer Website (unter «Beratung/Coaching»).

Information

Sie finden umfangreiche Infos, Tipps und Downloads auf unserer Website zu Lern- und Studienkompetenzen, zur Studienfinanzierung (inkl. Wegweiser), zu verschiedenen Studienphasen (Studienbeginn, Übergang Bachelor-Master, Doktorat) sowie zum Berufseinstieg (Kompetenzprofil, Standortbestimmung, Berufsfelder, Stellensuche, Bewerbung, Vorstellungsgespräch).

Zu studienbezogenen und psychologischen Themen (z.B. persönliche Entwicklung, Beziehungen, Depressionen, Ängste, Konflikte) finden Sie auch Fachliteratur in unserer **Bibliothek**.

Workshops

Wir bieten Workshops an zu: Lern- und Arbeitstechniken, Referatskompetenz, Prüfungssituation, wissenschaftliches Schreiben, Stressbewältigung, persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz, Berufseinstieg, Laufbahnplanung (siehe Programm auf unserer Website).

Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. +41 31 635 24 35

E-Mail: beratungsstelle.bernerhochschulen@be.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwochvormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.

No, no...
This isn't gossip.
It's the truth.

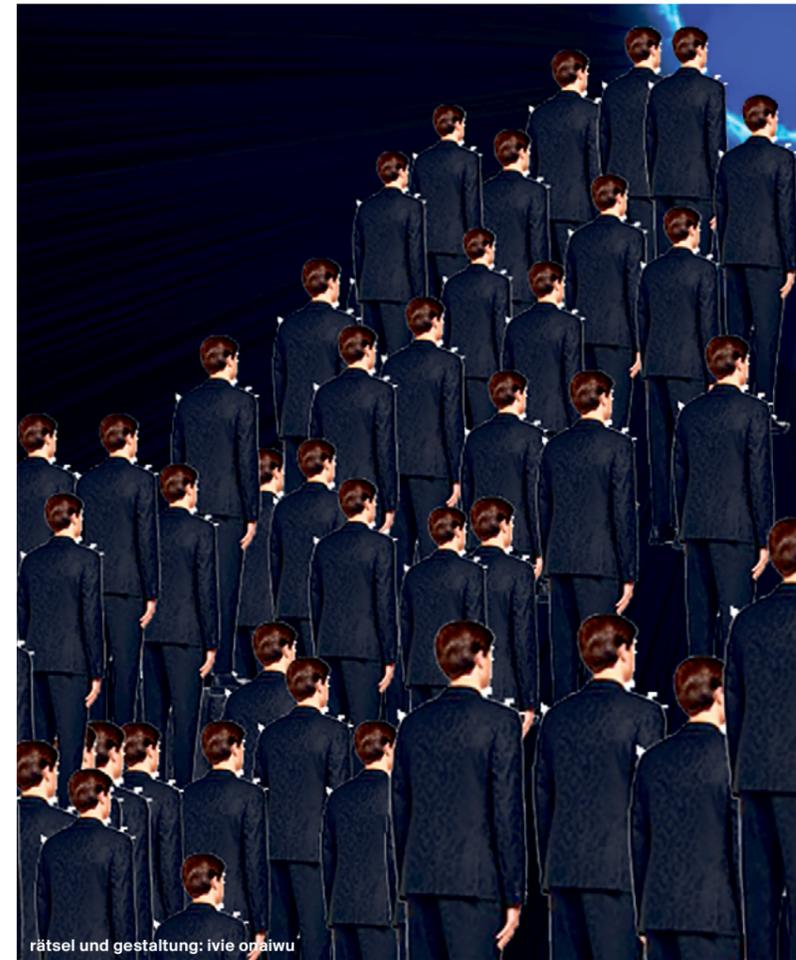


Die bärner studizytig sucht

Wir suchen alle, die sich als Retter*innen der Demokratie aufspielen wollen, aber bei der Republik kein Praktikum bekommen haben. Wir suchen alle, die in diesem Satz die Fehler finden. Wir suchen alle, die voll flüchtig die Jugendsprache beherrschen tun #Ehrenmann #Ehrenfrau. Wir suchen alle, die glauben, dass der Printjournalismus am Ende ist und mit uns zusammen untergehen wollen. Egal, ob du bereits auf der Redaktion einer Lokalzeitung Karriere gemacht hast oder deine ersten publizistischen Gehversuche an unserer Seite tätigen willst, ob du «was mit Sprache» studierst oder dich im universitären Alltag mit endothermen Reaktionen beschäftigst, ob du noch gestern am Tag des Studienbeginns warst, die letzten Gefässe im KSL zu füllen versuchst oder gar schon dein Diplom vom Dekanat entgegengenommen hast: Bei der *bärner studizytig* finden alle motivierten Schreibenden*innen eine Taster zum behämmern.

Melde dich unter info@studizytig.ch

Rätsel



Welcher Filmtitle versteckt sich in der Collage?

Sende das Lösungswort bis am 31.1.2021 an raetsel@studizytig.ch.

Zu gewinnen gibt es 1x2 Gutscheine für eine Aufführung im Konzert Theater Bern.

Viel Erfolg!



Hier noch eine Schneefrau zum Dahinschmelzen

Impressum

Die *bärner studizytig* wird herausgegeben vom Studentischen Presseverein an der Universität Bern. Sie erscheint 4x jährlich mit einer Auflage von 11'857 Exemplaren.

Redaktion

Anne-Sophie Behrend (asb), Annina Burgherr (anb), Bettina Wyler (bew), Céline Honegger (ceh), Fabio Peter (fpe), Ivie Onaiwu (ivo), Jana Schmid (jas), Janine Schneider (jsc), Lisa Linder (lil), Lucie Jakob (luj), Mathias Streit (mas), Melchior Blum (meb), Mirjam Klaus (mik), Noah Pilloud (nop), Noémie Jäger (noé), Saare Yosief (say), Sofia Kwicic (smk), Tobias Haller (tha), Tom Schmid (tos), Ursina Wüthrich (urü)

Externe

Design: Jacqueline Brügger, Paolo Riva

Bilder: Jana Schmid, Lisa Linder

Illustrationen: Lisa Linder

Layout: Ivie Onaiwu

Rätsel: Ivie Onaiwu

Lektorat: Sam von Dach

Webseite: Felix Brönnimann, Julian Morf, Lukas Bieri; dreigestalten

Werbung

inserate@studizytig.ch

Kontakt

bärner studizytig, 3000 Bern

info@studizytig.ch, www.studzitytig.ch

Druck

Mittelland Zeitungsdruck AG (AZ Print), Aarau

Redaktionsschluss *bärner studizytig* # 23:

19.2.2021

Inserate-Annahmeschluss: 12.2.2021

Erscheinungsdatum (Versand): KW 10

Redaktion SUB-Seiten

Chiara Scarnato (chs)

Florian Rudolph (flr)

Julia Beck (jub)

Kontakt SUB

redaktion@sub.unibe.ch

Verantwortlicher SUB-Vorstand:

Chiara Scarnato,

chiara-caterina.scarnato@sub.unibe.ch

Lektorat SUB-Seiten: Sebastian Held

Adressänderungen bitte melden an:

abo@studizytig.ch

Die *bärner studizytig* dient der Studierendenschaft der Universität Bern (SUB) als Publikationsorgan für Informationen für ihre Mitglieder auf den SUB-Seiten. Für SUB-Mitglieder ist das Abo der *bärner studizytig* im SUB-Mitgliederbeitrag inbegriffen.

Du bist nicht SUB-Mitglied, möchtest aber die *bärner studizytig* trotzdem nach Hause geschickt bekommen? Kein Problem! Sende eine E-Mail mit deiner Adresse an abo@studizytig.ch. Die Daten werden selbstverständlich vertraulich behandelt und nicht weitergegeben.

Du möchtest die *bärner studizytig* nicht mehr im Briefkasten? Dann schlafe noch eine Nacht darüber. Wenn du sie dann wirklich nicht mehr willst, sende eine E-Mail an abo@studizytig.ch.

Alles was wir brauchen, haben wir schon

Für viele geflüchtete Menschen sind die Hürden für ein Studium an einer Schweizer Hochschule zu hoch. Dabei wären die Chancen einer Integration durch Bildung gross.

«Was möchtest du später im Leben werden?» Im Kindergarten, in der Schule und auch noch an der Uni – in der Schweiz werden wir das ständig gefragt. Bei Menschen, die nicht schon im Kindergarten mit uns gebastelt haben, ist das anders. «Woher kommst du?», «Wie lange bist du schon hier?» und «Was machst du?», während sich die Welt von jungen Schweizer*innen um die Zukunft, Karriere und Visionen dreht, geht es im Alltag von Geflüchteten darum, die Gegenwart zu bewältigen, in einem anderen Land Fuss zu fassen und Träume klein zu halten.

Sieben Jahre nach ihrer Ankunft sind noch immer knapp die Hälfte der anerkannten Geflüchteten arbeitslos.

Das eigene Rennen wählen

Aber Moment mal! Wir schreiben doch keinem geflüchteten Menschen eine Karriere vor!? Theoretisch nein. Faktisch aber erhalten Geflüchtete ab einem Alter von 25 Jahren vermehrt den Stempel «arbeitsfähig» statt «studiums-fähig», sagt Marina Bressan, Mitarbeiterin bei dem vom VSS-UNES, dem Dachverband Schweizer Studierender, ins Leben gerufene Projekt Perspektiven-Studium: «Ausbil-

dungen und Arbeitserfahrungen werden oft nicht anerkannt.» Menschen mit vielen Jahren Berufserfahrung sind gezwungen, ganz von vorne anzufangen. Dies trifft besonders Geflüchtete mit akademischem Hintergrund. Marina erzählt, dass ein türkischer Arzt trotz zehnjähriger Berufserfahrung hier weder arbeiten noch weiterstudieren konnte.

Dass arbeitswillige Geflüchtete keine Arbeit finden, ist kein Einzelfall. Eine Langzeitstudie* aus dem Jahr 2014 zeigt, dass sieben Jahre nach der Ankunft in der Schweiz immer noch knapp die

Hälfte der anerkannten Geflüchteten und vorläufig Aufgenommenen arbeitslos sind. Was sieben Jahre Arbeitslosigkeit mit einem Menschen machen, lässt sich nicht nur anhand entstandener Sozialkosten messen. Deshalb hat sich der Bund in der «Integrationsagenda Schweiz» ein neues Ziel gesteckt: Jede zweite (vorläufig) aufgenommene Person soll nach sieben Jahren in den Arbeitsmarkt integriert sein. Ein löbliches Ziel. Oder nicht?

System Error 404

Zumindest in akademischer Zeitrechnung sind sieben Jahre ein knapp berechnetes Unterfangen – vor allem mit dem Ziel, in dieser Zeit zusätzlich Deutsch zu lernen, die Immatrikulationsbedingungen zu erfüllen und dabei finanziell auf eigenen Beinen zu stehen.

Es scheint, als hätte der Bund bei seiner sieben-Jahres-Rechnung nicht an das Höhenprofil der akademischen Route gedacht? Tatsächlich. In der Integrationsagenda ist «Hochschulbildung» in keiner Silbe erwähnt und entsprechend steinig ist der Weg für Geflüchtete, deren Lebensziel mit einem Studium verknüpft ist. Sind sie erfolgreich durch den Informationssumpf gewatet, verheddern sie sich schnell im Dschungel der Bürokratie. Plötzlich sind sie von einem Schwarm von Paradoxen umgeben: Beispielsweise werden Sprachniveaus gefordert, aber nicht gefördert. Für ein Bachelorstudium verlangt die Uni Bern zum Beispiel Deutschkenntnisse auf Level C1. Kostenlose Deutschkurse sind an der Uni Bern zwar bis zum Niveau C2 verfügbar, der Zugang dazu erfolgt jedoch erst nach der Immatrikulation. Diese muss aber erstmal möglich sein, denn viele ausländische Zeugnisse erfüllen die Immatrikulationsbedingungen nicht. Teil davon ist zum Beispiel der einjährige Vorbereitungskurs für die ECUS-Prüfung, eine Voraussetzung für hochschulinteressierte Ausländer*innen, deren Schulabschluss nicht dem schwei-



Ezatullah Rezaei studiert VWL an der Uni Fribourg. Bild: zvg

zerischen Vorbildungsausweis entspricht. Die Vorbereitung zur ECUS-Prüfung ist ein finanzielles Monument für sich. Bei Examprep kostet der Jahreskurs für die Vorbereitung 15'850 Franken – das 60-fache eines syrischen Monatslohns. Die gute Nachricht: Wer bereits über einen anerkannten Bachelor verfügt, muss die ECUS-Prüfung nicht ablegen. Die schlechte Nachricht: Ein Bachelor gilt als Erstausbildung und nullifiziert mögliche Ansprüche auf kantonale Ausbildungsbeträge.

Hürdenlauf Immatrikulation

Wie viele Studienträume bereits an finanziellen Hürden zerbrochen sind, ist unklar. Von Seiten des Bundes werden diesbezüglich zumindest keine Daten erhoben. Perspektiven-Studium hat gerechnet: «Seit 2016 haben über 600 Geflüchtete an Gasthörer*innen-Projekten diverser Hochschulen teilgenommen», sagt Marina, «weniger als ein Viertel von ihnen konnte sich regulär immatrikulieren.»

Jede Universität und jede Fachhochschule hat ihre eigenen Kriterien zur Immatrikulation von Menschen mit ausländischen Zeugnissen. Die dadurch entstehenden Graubereiche können manchmal positiv genutzt werden. Beispielsweise ist eine Immatrikulation, die an den formalen Zulassungsbedingungen der einen Hochschule scheitert, an einer anderen Uni unter anderen Voraussetzungen womöglich erfolgreich. So kann im künstlerischen Bereich eine Aufnahme Sur Dossier erfolgen. Bei Ezatullah Rezaei, der in der Schweiz seinen Master abschliessen möchte, war jedoch das Gegenteil der Fall.

Obwohl er bereits vier Jahre in Afghanistan studiert hatte, haben ihm die Universitäten das Weiterstudieren nicht leicht gemacht. Die Abklärung, ob seine Diplome anerkannt würden, zog sich: «Der Prozess, meine Leistungen überall abzuklären, dauerte für mich ungefähr vier Monate.» Danach bekam er völlig unterschiedliche Antworten. Während die Uni Bern keines seiner Diplome anerkannte, beglaubigten die Uni Fribourg und die Berner Fachhochschule fast alle seiner Leistungen.

«Der Prozess, meine Leistungen überall abzuklären, dauert für mich ungefähr vier Monate.»

– Ezatullah Rezaei

Kein Marathon, sondern Iron Man

Vier Jahre nach seiner Ankunft in der Schweiz konnte sich Ezatullah schliesslich als regulärer VWL-Student an der Uni Fribourg immatrikulieren. Seine Bilanz bis dahin: Deutsch auf Niveau B2 erlernt, eine Lehre zum Milchpraktiker

abgeschlossen, zwei Semester als Gaststudent an der Uni Bern studiert und eine Handvoll Prüfverfahren seiner Diplome durchlebt. Die Ungewissheit ist dabei sein treuer Begleiter: «Damals war ich unsicher, ob ich überhaupt bleiben darf», sagt Ezatullah, «Ich habe heute immer noch die F-Bewilligung und das heisst für mich konkret: Wenn mein Heimatland eine bessere Situation aufweist, muss ich die Schweiz verlassen.» Es bedarf keines Psychologiemasters um zu erkennen, dass eine solche Lebenssituation belastend ist.

Während ein Master für Vollzeitstudierende in vier bis sechs Semestern gegessen ist, rechnet Ezatullah mit fast doppelt so vielen Jahren Studienzzeit. Mit einem Nebenjob finanziert er seinen Lebensunterhalt und die Semestergebühren. Nicht gerade förderlich sind da die noch zusätzlichen Auslandsgebühren (an der UniBe zum Beispiel 200 Franken), die Geflüchtete auf die regulären Semestergebühren draufblättern müssen.

Forderungen vor Augen seit 2016

Dass geflüchtete Menschen im Schweizer Hochschulsystem nicht inkludiert werden, bereitet auch Schweizer Studierenden einen sauren Magen. Bereits 2016 stellte der Verein der Schweizer Studierendenschaften (VSS) acht Forderungen zum Hochschulzugang für studentische Geflüchtete. Trotzdem: «Bis heute konnten viele systemische Hürden nicht angegangen werden», sagt Marina.

Die Arbeitsgruppe «Integration durch Bildung» versucht das zu ändern. Sie

besteht aus studentischen Geflüchteten und weiteren Interessierten und überarbeitet seit vergangener Oktober die Forderungen von 2016. Daraus sollen letztendlich lokale Hochschulkampagnen und Vorstösse für Politiker*innen entstehen. Auch Ezatullah ist Teil der Arbeitsgruppe. Während die überarbeiteten Forderungen der AG noch nicht final sind, ist für Ezatullah persönlich klar: «Ich würde mehr zentralisieren. Bisher entscheiden Unis ihre Richtlinien zur Anerkennung ausländischer Zeugnisse selber.» Diese Ungleichheiten kosten Kraft und Zeit. Ezatullah wünscht sich, dass die Unis mehr darauf achten, wie lange es für die Betroffenen dauert, ein Studium zu wiederholen. Es gäbe schliesslich auch international ähnliche Studiengänge wie IT-, Wirtschafts- oder Ingenieurwissenschaften. Eine mögliche Lösung sieht er in einer Institution, die schweizweit geltende Bedingungen für eine Anerkennung ausländischer Zeugnisse formuliert. Ein weiteres Anliegen ist Ezatullah die Abschaffung der zusätzlichen Auslandsgebühren: «Ich wohne, arbeite und zahle Steuern in der Schweiz, wie Schweizer*innen auch. Aber trotzdem muss ich pro Semester 150.- mehr zahlen.»

Ebenfalls im Oktober startete die von verschiedenen Organisationen getragene Kampagne «Bildung für alle – Jetzt!». Die Petition zur Kampagne fordert einen erleichterten Bildungszugang auf allen Stufen. Ausserdem müsse die «Integrationsagenda Schweiz» das Recht und den Anspruch auf Bildung für alle gewährleisten, unabhängig vom Aufenthaltsstatus und entsprechend des jeweiligen Potenzials.

Deine Meinung: Lieber im Studirat als in der Kommentarspalte!

Möchtest Du erste Erfahrungen in der Politik sammeln? Möchtest Du Dich für eine nachhaltigere Uni oder mehr Chancengerechtigkeit einsetzen? Willst Du an der Uni Bern mitbestimmen und den Kurs der SUB mitprägen? Möchtest Du Dich für andere stark machen? Oder hast Du einfach Bock, deinen Senf dazuzugeben? Dann kandidiere für den Studierendenrat der Uni Bern!

Balanceakt Inklusion
Auch für Marina verfehlt die «Integrationsagenda Schweiz» eine ganzheitliche Integrationsstrategie: «Das zentrale Problem ist, dass das Studium nicht als Integrationsweg anerkannt wird.» Stattdessen möchte der Bund möglichst viele Menschen schnell in den Arbeitsmarkt

«Das zentrale Problem ist, dass das Studium nicht als Integrationsweg anerkannt wird.» – Marina Bressan

integrieren. Diese Strategie bringt Vorteile: Geringere Sozialkosten als während eines Studiums, Fachkräftemängel wie beispielsweise in der Pflege können gefüllt werden und Mitarbeitende fungieren als kostenlose «Kultur-» und Sprachschule für die Geflüchteten. Marina sieht aber auch Schattenseiten: Kurzfristig könnten Menschen unerfüllende Tätigkeiten verrichten. Wer jedoch auf lange Sicht Arbeiten verrichten muss, die nicht den eigenen Ansprüchen entsprechen, wird schlimmstenfalls selber wieder Sozialhilfeempfänger*in. «Durch den Fokus auf Integration durch Arbeit», so Marina, «geht vergessen, dass Personen ganz unterschiedliche Potenziale mitbringen.» Diese Potenziale sollten wir nutzen statt sie nur in Statistiken darzustellen. Es sei wichtig, so Marina, die Diversität unserer Gesellschaft auch in die Universi-

täten und Forschungsteams zu tragen. Ein solch inklusives Bildungssystem würde bestehende Erfahrungskontexte, vorhandenes Wissen und hiesige Perspektiven erweitern. «Im Hinblick auf die Globalisierung», sagt Marina, «kann das für unsere Forschung und Unternehmen eine grosse Bereicherung sein.»

Es ist an der Zeit, das globale Potenzial zu nutzen, das direkt vor unserer Haustür schlummert. Das heisst Beteiligung zulassen, sich auf neues Wissen einlassen und die Vorrangstellung loslassen.
text: flr, jub

**Quelle Langzeitstudie: Staatssekretariat für Migration SEM, Integrationsagenda: Faktenblatt – Zahlen und Fakten zur Integrationsagenda*

Du findest auch, dass Hürden zum Hochschulzugang für geflüchtete Menschen abgebaut werden sollten? Unterschreibe die Petition unter: bildung-jetzt.ch/petition

Du möchtest eine geflüchtete Person für ein Semester im Uni-Alltag begleiten und ihr bei Fragen zur Seite stehen? Werde Mentor*in beim «Offenen Hörsaal»: sub.unibe.ch → Dienstleistungen → Offener Hörsaal

beitreten oder selbst eine gründen! Eine Übersicht der bestehenden Fraktionen findest Du auf unserer Webseite sub.unibe.ch («Über uns» → «Fraktionen im Rat»).

Reiche Deine Kandidatur bis am Montag, 1. März 2021 um 14:00 Uhr im Sekretariat der SUB (Lerchenweg 32, 3012 Bern) ein. Weitere Informationen zum Kandidieren findest Du auf unserer Webseite unter «Wahlen 2021». Bei Fragen kannst Du uns gerne per Mail kontaktieren: wahlen@sub.unibe.ch **Die Studierendenratswahlen finden vom 8. bis 24. März 2021 statt – wir drücken Dir die Daumen!**

Solidarität mit Belarus



Seiner Exzellenz
dem Botschafter der Republik Belarus
Aliaksandr Ganevich
Botschaft der Republik Belarus
Quartierweg 6
CH-3074 Muri bei Bern

Bern, 21. November 2020

Meinungsfreiheit für belarussische Studierende

Sehr geehrter Herr Botschafter,

mit grosser Sorge haben wir, der Verband der Schweizer Studierendenschaften (VSS-UNES-USU) die politischen Entwicklungen in Belarus nach der Wiederwahl von Präsident Alexander Lukaschenko verfolgt. Seit nun mehreren Monaten begegnet die Regierung friedlichen Demonstrationen mit zunehmender Gewalt. Unschuldige Menschen werden allein aufgrund ihrer Meinungsäusserung verhaftet und eingesperrt. Wir fordern, dass die Rechte der Menschen in Belarus respektiert werden. Als Studierendenverband haben wir eine besondere Sensibilität für die Nöte unserer Mitstudierenden in ganz Europa und unterstützen uns gegenseitig durch das Netzwerk der European Students' Union (ESU). Wir haben Berichte aus erster Hand von der Belarusian Students' Association (BSA) erhalten, in denen uns erklärt wurde, wie die Studierenden die gegenwärtigen Unruhen in Belarus erleben. Die Universitäten, die als Bastionen der Meinungsfreiheit fungieren sollten, schweigen unter dem Druck der Regierung und behindern Studierende in der Ausübung ihrer Freiheitsrechte. Frei denkende Studierende müssen sich jeden Tag davor fürchten, auf dem Weg zur Universität verhaftet zu werden. Wir solidarisieren uns mit den belarussischen Studierenden und Jugendlichen, insbesondere mit der Belarusian Students' Association (BSA) und der Brotherhood of Organizers of Student Self-governance (BOSS). Zu ihrer Unterstützung fordern wir daher Folgendes:

- Die sofortige Einstellung der gewaltsamen Unterdrückung und Inhaftierung der Demonstrierenden.
- Die Respektierung der Menschenrechte, insbesondere der Meinungsfreiheit.
- Die Einstellung jeglicher Behinderung der friedlichen studentischen Demonstrationen und Meinungsäusserungen.

Wir danken Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und hoffen, dass Sie unsere Forderungen berücksichtigen werden.

Mit freundlichen Grüssen,

Für die Kommission für Internationales und Solidarität

Eliska Link
Kommissionspräsidium

Für den Vorstand

Florent Aymon
Vorstand Ressort Internationales

Nach der Wiederwahl von Präsident Alexander Lukaschenko befindet sich Belarus seit Monaten in einer angespannten politischen Lage. Viele internationale Beobachter*innen berichten über Menschenrechtsverletzungen, gewaltsame Unterdrückung und ungerechtfertigte Inhaftierung von Demonstrierenden, darunter viele Studierende. Die Kommission für Internationales und Solidarität (CIS) des Verbandes der Schweizer Studierendenschaften wendet sich daher in einem offenen Brief an den Botschafter von Belarus. **text: VSS**

Jetzt Konto
eröffnen und
Lautsprecher
abholen.

wo mehr geld bleibt
fürs wesentliche.

Gratis Young Plus Konto für Jugendliche bis 23 Jahre
und Studierende bis 35 Jahre.

Valiant Bank AG, Bundesplatz 4
3001 Bern, Telefon 031 320 91 11

wir sind einfach bank.

valiant

 **Nachhaltigkeits
Woche** Bern

Save the Date:
Nachhaltigkeits-
woche Bern 2021



Mehr Infos auf

 @NHWBern

 @bene_unibe

 sustainabilityweek.ch

 bern@sustainabilityweek.ch